

Die Abendschule.



Herrliche Rosen für unsere Leser.



Was ist lieblicher als eine Fülle frischer, duftender Rosen? Jeder bewundert und liebt sie. Kein Garten, noch so klein, ist ohne sie vollständig. Hier ist eure Gelegenheit, 10 herrliche, für unsere Leser besonders ausgewählte Rosen, feste, immerblühende Sorten, zu erlangen. Jede Pflanze ist kräftig, gut bewurzelt, ein Jahr alt, stark belaubt, genau benannt, und alle werden bei einfacher guter Pflege dies Jahr blühen, ausgenommen nur die Kletterrose. Sie gedeihen in jedem guten Gartenboden, werden aber, wie alle Pflanzen, desto dankbarer sich erzeigen, je besser die ihnen gewidmete Pflege ist.

Wir garantieren gute, sichere Ankunft, und wenn man die schlichte Anweisung befolgt, die jeder Sendung beiliegt, ist der Erfolg ein sicherer. Junge Rosen sollten nicht in offenen Gartenboden ausgesetzt werden, bis alle Frostgefahr vorüber ist. Daher geben wir nachstehend etwa die Pflanzungszeit für die verschiedenen Breiten an:

In Texas, California, Florida.....	1. Februar.
Arizona, Oklahoma, South Carolina.....	1. März.
Washington, Tennessee, Virginia.....	15. März.
Nebada, Kansas, Missouri.....	1. April.
Iowa, Ohio, West Virginia.....	15. April.
Montana, Michigan, New York u. s. w.	1. Mai.

Wir bringen aber diese Rosen jetzt schon zur Anzeige und ersuchen darum, jetzt schon die Bestellung einzuschicken. Letztes Jahr bestellten viele Leser zu spät, so daß die Aufträge nicht mehr ausgeführt werden konnten.

Die 10 Rosen sind die folgenden:

Crimson Crown. Eine tiefrote, innen zitronenweiß schattierte, an Farbenschmelze nicht zu übertreffende Blüte. Eine robuste, schnell sich entwickelnde Pflanze, die vom Frühjahr bis in die späten Herbstfröste reichlich blüht.

Sermoja. Eine alte, kräftig wachsende, stets sich behauptende Lieblingsorte, mit einer tassenförmigen, hellen, rosa Blüte, die an Schönheit von keiner neuen Sorte erreicht wird.

Sunburst. Die ideale Gartenrose, unbeschreiblich schön, überall gelbend, großblumig, reich blühend. Die Farbe ist orangefarbener und goldgelb, außerordentlich brillant.

La France. Eine der hübschesten, duftigsten rosa Rosen, die ihren Namen „Königin der Rosensorten“ mit Recht trägt. Die Blüten sind tadellos geformt, sehr groß, voll und doppelt, und die Pflanze ist sehr blühwillig.

Weiße Maman Coset. Eine Rose für jedermann, die unter ungünstigsten Verhältnissen gedeiht. Stetig wachsend selbst bei geringster Pflege, erzeugt sie in dichtem Laube die herrlichsten großen, schneeweißen Blüten.

Gruß an Teplitz. Unvergleichlich an Farbenpracht, Blühwilligkeit und kräftigem Wuchs. Die Blüten sind groß, prachtvoll, feurig rot, überzogen mit samtigem Glanze, von lieblichem Duft.

Bessie Brown. Eine reizende weiße Blüte von außerordentlicher Größe und Schönheit. Rasch wachsende Pflanze von fester Konstitution. Die Rosen haben muschelförmige, sanft rosa angehauchte Blütenblätter.

Golden Gate. Unbeschreiblich schön wie ihr Name. Ungewöhnlich große, rahmweiße, gelb schattierte Blüten. Eine ideale Rose für den Garten. Als Schnittblumen in dunklem, vollem Laube ungewöhnlich schön.

Milady. Ohne diese immerblühende rote Rose ist kein Rosengarten vollständig. Alle Schnittblumenhändler lieben sie. Die Blüte öffnet sich nach und nach aus dicker Knospe, die Blüte ist tief scharlachrot und von unergleichlichem Dufte.

Rady Gah. Eine herrliche Kletterrose, fest und winterhart wie die Eiche, erzeugt in einem Jahre 12—15 Fuß lange Läufer, überwuchert schnell Pfosten, Säulen und Verandas und bringt eine köpfige Fülle tiefroter Blüten hervor, die lange blühen.

Alle 10 Rosen für 75 Cents oder für einen neuen Leser frei.

Die Rosen werden erst nächsten versandt, — aber man bestelle jetzt!

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Anzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 63.

Heft 19.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 12. April 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probeummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.



Aus der Zeit für die Zeit.



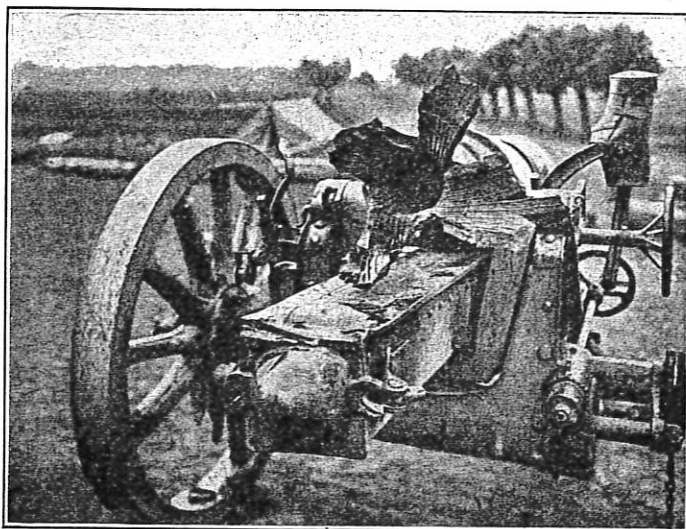
Ostern, Reformation und Fortschritt.



Die tapferen Sanitäter.

Ostern, das freudenerreichende Fest der Auferstehung Jesu Christi, ist das geistige Frühlingsfest der ganzen Sündervwelt. Als das Wort gepredigt wurde: „Den habt ihr getötet — den hat Gott auferweckt!“ brach der Wendepunkt an für alle Menschen. Das Christentum wurde zum größten Kultur- und Zivilisationsfaktor der Geschichte, und in wenigen Jahrhunderten war die ganze bekannte Welt dem Banner des Christentums gewonnen. Doch wieder kam eine lange Nacht: die Jahrhunderte des finsternen Mittelalters hemmten allen Fortschritt und bannten vor allen Dingen das lebengebende Wort der großen Ostern. Übermal brach jedoch das helle Licht des Evangeliums, gerade die lebengebende Botschaft von dem gekreuzigten und auferstandenen Heilande, in der durch Luther zuwege gebrachten Reformation für alle Völker und Zungen und Geschlechter durch die Wolken und beglückte und belebte aufs neue die Welt. „Friede sei mit euch!“ lautete des Auferstandenen Freiheitsgruß; der Friede mit Gott, im Gewissen, mit allen Menschen war die bahnbrechende Freiheitspredigt Luthers und der Reformation — daselbe Evangelium. Und aufs neue jügte sich die Erde, in geistigem Leben, in Kunst und Wissen, im Fortschritt auf allen Gebieten. Wie steht es heute? Haben die Völker es in der Neuzeit um so mehr gewürdigt, was ihnen einst Ostern bescherte mit dem großen Freiheitsworte „Friede sei mit euch“ und was ihnen von Gott durch die Reformation in Kirche und Haus, Staat und Leben mit dem ewigen, seligmachenden Evangelium abermals neu geschenkt wurde? Schreitet die Menschheit auf der beglückenden Bahn stetig fort? Es ist wahr, in der Zivilisation, d. h. im Können und Wissen, in den äußeren Mitgiften der ersten Ostern und der nachmaligen Reformation, hat die Welt schier Unfassliches geleistet. Welche riesigen Fortschritte hat da der Menschengestalt allein in den letzten hundert Jahren auf allen Gebieten zu verzeichnen! Unsere Großväter schätzten sich glücklich, die langen Winterabende beim Dämmerscheine einer Petroleumlampe verbringen zu dürfen, statt wie ihre Väter auf die Unschlittkerze und wie deren Väter auf den Rienspan angewiesen zu sein. Mit der Einführung des Gaslichts glaubten unsere Väter eine wahre Beleuchtungs-Revolution hervorgerufen zu haben. Babylonier und Ägypter traktierten ihre spärlichen Mitteilungen mit vieler Mühe in Keilzeichen auf Ton- und Steintafeln, Griechen und Römer benutzten schon Buchstaben zur Wortbildung, mußten sie aber auf Wachstafeln einritzten und auf Papierrollen malen, und heute, knapp 2,000 Jahre später, haben wir Maschinen, die in einer Stunde leisten, was noch vor zwei Jahrzehnten eine gute Tagesarbeit war. Vor etwa 100 Jahren wurden der Menschheit das Dampfschiff und die Eisenbahn beschert, und alle Entfernungen waren gegen die Zeit der Segelschiffe und Postkutschen wunderbar gekürzt. Als das Dampfboot gar 50 Meilen die Stunde zurücklegte, ersahen den Menschen der Ehrfurchtsstaumel vor seinem eigenen Geiste. Heute ist er in seiner Fortbewegung nicht mehr an die festen und flüssigen Teile des

Erdballs gebunden, geschweige an Pferd und Wagen: mit einer Geschwindigkeit von 100 Meilen in der Stunde fliegt er durch den Luftraum und läßt Bahn und Schiff weit hinter sich zurück. Als vor einem Menschenalter das Telephon aufkam, schien die neueste Wunderkraft, die Elektrizität, ihren höchsten Triumph zu feiern, aber heute ist die drahtlose Sprachübermittlung da und verbindet über Land und Meer die Fernstehenden. Solche Beispiele des Fortschrittes in der Zivilisation ließen sich noch viele nennen. Gewiß, es ist kein Zweifel: in irdischen, äußerlichen Dingen, im Können und Wissen ist der Mensch erstaunlich vorangekommen. Wie steht es hingegen mit seiner inneren Entwicklung? Hat sie damit Schritt gehalten? Ist die Osterbotschaft „Friede sei mit euch!“ in den Herzen immer mächtiger geworden? Sind die Gnadensegnungen der Reformation immer besser erkannt und gewürdigt? O, wie glücklich könnten die Menschen doch in Herz und Haus, national und international, im Kleinen wie im großen sein! Aber was ist vor Augen? O, welch eine Antwort auf die viel bejahte Frage: Schreitet die Menschheit fort? gibt doch — wir brauchen da wahrlich nicht ein Jahrhundert, nicht einmal ein Jahrzehnt zurückzugreifen — die Gegenwart! Wer hätte in den Augusttagen des Jahres 1914 gedacht, daß der Konflikt zwischen den europäischen Mächtegruppen einen solchen Umfang gewinnen, solche Gestalt annehmen, solche noch heute unabsehbaren Folgen nach sich ziehen werde? Von „Sachverständigen“ war ja seit Jahren vertröstet worden, in unsern Tagen müsse ein Krieg rasch zur Entscheidung kommen, weil alle Waffen so außerordentlich vervollkommen seien, und weil die Völker bald unter dem finanziellen und wirtschaftlichen Druck zusammenbrechen würden. Aber viele Millionen haben jetzt den Tod gefunden oder in den Kampflinien Verstümmelung erlitten. Geld ist zu vielen, vielen Tausenden von Milliarden verschleudert, unschätzbare Werte gingen durch Vernichtung und durch Unterbrechung von Handel und Industrie verloren, ganze Nationen leiden Mangel an Lebensbedarf, — und immer noch ist kein Ende des Ringens abzusehen. Wie, schreitet die Welt fort? Sehen wir in nächster Nähe uns um! Wer von Tag zu Tag verfolgt, wie wir dem Kriege immer näher gebracht wurden, wer es ruhig mit ansieht, wie wir doch so leicht aus dem großen Weltkriege herausbleiben könnten, aber wegen „Ehre“ und „Humanität“ nicht herausbleiben wollen, muß der sich nicht fragen: Schreitet die Welt fort? Wer ruhig und besonnen das übersäuernde Patriotismus-Gebahren unserer Tage beschaut, hat der keine Antwort auf die Frage: Schreitet die Welt fort? Wer Herrn Bryans Friedensappell an den Bundeskongreß liest, springt dem nicht die Frage entgegen: Schreitet denn die Menschheit fort? Und geistlich steht es ebenso. Ein großes Chicagoer Sonntagsblatt stellte sich kurz vor Ostern im Sonntags-Beitartikel eben diese Frage: „Schreitet die Menschheit fort?“ und faselte sodann: „Berufene Männer der Wissenschaft haben sich immer wieder mit der interessanten Frage beschäftigt, wie alt der Mensch sei, d. h. seit wie langer Zeit es ein Geschöpf, das auf die Bezeichnung Mensch Anspruch erheben darf, auf Erden gebe. Die Antworten darauf sind naturgemäß sehr verschieden ausgefallen. Denn ein genaues Datum läßt sich für das erste Vorkommen des Menschen nicht gut angeben. In dessen hat die Wissenschaft doch auf Grund zahlreicher (nun kommt's!) prähistorischer Funde einwandfrei (!) festgestellt, daß der Mensch schon zur Diluvialzeit, vielleicht schon gegen den Ausgang der Tertiärzeit vorhanden gewesen ist. Danach muß sein Alter als Geschlecht auf einige hunderttausend Jahre angenommen werden. Und wie die alles unter ihrer Fülle erstidende Kohlenflora dem Tertiäralter, wie die gewaltigen Gletscher und mächtigen Eissfelder der Diluvialzeit ihren Stempel aufgedrückt haben, so verleiht der gegenwärtigen



Beschmetterte Russenkanone mit Vollerfasser im Rohrlauf.

Periode der Erdgeschichte der Mensch mit seinen Werken das charakteristische Gepräge." Sag, Leser, schreitet die Welt fort? Sag, ist es von nöten, daß wir Ostern halten und der Reformation gedenken?

Amerika im Kriegszustande.

Die Vereinigten Staaten mobilisieren. Drei wichtige Anordnungen wurden von Präsident Wilson getroffen. Zunächst wurden zwei neue Militärdepartements geschaffen. Unser Land hatte bisher 4, jetzt sind es 6. Die Neueinteilung sieht die Errichtung eines neuen nordöstlichen Departements vor, das die Neuengland-Staaten umfaßt, und eines südöstlichen Departements für die Staaten des alten Südens. Aufsehen rief es hervor, daß Generalmajor Leonard Wood, der bisher das östliche Departement mit dem Hauptquartier auf Governor's Island, New York, befehligte, seines Kommandos enthoben wurde, um den Befehl über das neuformierte südöstliche Militärdepartement zu übernehmen. Die Versetzung soll erfolgt sein, weil Wood ein intimer Freund Roosevelts ist. Ferner soll die Flotte, der es an vielen Tausenden von Mannschaften fehlt (gegen 25,000), möglichst schnell durch Rekrutierungen im ganzen Lande auf die gewünschte volle Stärke, 87,000 Mann, gebracht werden, und die gesamte Presse des Landes wurde vom Marinesekretär ersucht, ihn durch Bekanntmachung der Ordre in seinen Bemühungen zu unterstützen. Drittens wurden die Nationalgarden, einzelne Regimenter aus 27 Staaten, unter Waffen gerufen und finden vorerst Verwendung als Wachen für Brücken, Munitionsfabriken, Bahnen, Tunneln, Schiffsbauhöfe und Werften. Alle drei Maßnahmen bedeuteten noch keineswegs Krieg mit Deutschland, sondern sind unter den allgemeinen Zeitumständen vielmehr Schritte der Vorsicht, unser Land in besseren Verteidigungszustand zu setzen, falls einmal ein Angriff, er komme, woher er wolle, erfolgen sollte. Freilich haben diese Anordnungen auch bedenkliche Auslegung erfahren. Daß Deutschland wieder ein amerikanisches Schiff, den Tankdampfer „Geraldton“ der Standard Oil Co., versenkte, hatte viele Gemüter neu entflammt und wohl auch jene Schritte beschleunigt. Wenn auch schon die Vorschläge, allgemeine Konstriktion einzuführen, wenigstens 500,000 Mann sofort mobil zu machen, Frankreich mit einem Geschenk von \$1,000,000,000, ja den Alliierten mit einem Zuschuß von \$5,000,000,000 zu Hilfe zu kommen, und die noch vor einer Kriegserklärung erfolgte regelrechte Internierung der deutschen Hilfskreuzer-Mannschaften in zwei Stodabendlagern in Georgia. Zu beachten war es, daß von Washington aus die Zivilangestellten der Bundesregierung, annähernd 500,000 Männer und Frauen, besonders die Briefträger, Instruktion erhielten, dem Geheimdienst in der Entdeckung von Spionen und der Ergreifung von Personen behilflich zu sein, die Verschwörungen, Intrigen und Pläne gegen die Vereinigten Staaten schmieden. Am 2. April trat dann der neue Kongreß zusammen, und ihm lag gleich in der Karwoche die Entscheidung vor, ob die Vereinigten Staaten in den Weltbrand eintreten sollten oder nicht. Schon zuvor wurde aus Washington gemeldet: „Die Administration glaubt, daß Deutsch-

land gegen die Vereinigten Staaten Krieg führt, weil jetzt mehr als 240 Amerikaner auf hoher See das Leben eingebüßt haben, weil amerikanische Schiffe in Menge zerstört worden sind, weil durch deutsche Verschwörungen in den Vereinigten Staaten Schaden von Millionen von Dollars angerichtet worden ist, weil der Versuch gemacht wurde, ein Bündnis mit Mexiko und Japan gegen die Vereinigten Staaten zu schließen, und endlich, weil man glaubt, daß ein siegreiches Deutschland eine Gefahr für den Frieden der Welt im allgemeinen und unseres Landes im besonderen sein würde.“ Die Vereinigten Staaten, so wurde in amtlichen Kreisen erklärt, wünschten niemals und wünschen auch jetzt nicht Krieg mit dem deutschen Volke. Aber „die deutsche Regierung wird für den Terrorismus zu Wasser und zu Lande verantwortlich gehalten, und dieser Terrorismus soll, seit er sich gegen amerikanische Bürger und amerikanische Interessen richtet, bekämpft werden.“ Am Abend des 2. April trat der Präsident vor den neu versammelten Kongreß, den denkwürdigen 65., nachdem das Repräsentantenhaus durch die Wiederwahl des Sprechers Champ Clark mit 217 gegen 205 Stimmen sich rasch organisiert hatte, und nunmehr schlug des Landes hochernste Stunde! Feierlich verlas er seine lange Botschaft. „Der jetzige deutsche Tauchbootkrieg gegen den Handel“, sagte er, „ist eine Kriegsführung gegen die Menschheit.“ Der Zweck der Vereinigten Staaten beim Eintritt in den Krieg sei, den Prinzipien des Friedens und der Gerechtigkeit gegen selbstsüchtige und autokratische Gewalt Geltung zu verschaffen. Um wirksam gegen die deutsche Regierung, den „natürlichen Feind der Freiheit“, Krieg zu führen, forderte er vom Kongreß die „Erklärung des Kriegszustandes“ und „Mobilmachung aller Hilfskräfte“ und empfahl: Möglichst praktische Kooperation mit den Regierungen, die bereits gegen Deutschland Krieg führen; Gewährung großer finanzieller Kredite an diese Regierungen, damit die Hilfsquellen Amerikas so weit wie möglich mit denen der Alliierten vereinigt werden können; volle Ausrüstung der Flotte, besonders des Teiles, der die Tauchboote bekämpfen soll; eine Armee von mindestens 500,000 Mann, durch Militärlzwang, und die Ermächtigung, weitere Armeen von je 500,000 Mann auszuheben, je nachdem sie gebraucht werden; Aufbringung der nötigen Geldmittel zur Kriegsführung für die amerikanische Regierung, so weit wie möglich ohne Vorgen und auf der Grundlage von Besteuerung. Alle Vorbereitungen sollen derartig ausgeführt werden, daß der stetige Zufluß von Kriegsmaterial an die Nationen, die bereits gegen Deutschland kämpfen, nicht ins Stocken gerät. Er sprach von der Freundschaft des amerikanischen Volkes für das deutsche Volk und sagte, die Vereinigten Staaten kämpften ausschließlich gegen die „unverantwortliche deutsche Regierung, die alle Rücksichten der Menschlichkeit und des Rechts beiseite geworfen habe und amol laufe.“ Auch seinem Vertrauen auf die Loyalität der naturalisierten Bürger deutscher Abstammung gab er Ausdruck; wenn sich aber Unloyalität zeige, werde sie streng unterdrückt werden. Als der Präsident seine Botschaft verlas, traf die Nachricht ein, daß ein deutsches Tauchboot den ersten bewaffneten amerikanischen Handelsdampfer, den „Aztec“, der zwei fünfzählige Geschütze und Marinekanoniere an Bord hatte, bei West an der Küste Frankreichs mit einer Ladung im Werte von \$500,000 versenkt habe.

Deutschland will keinen Krieg mit Amerika, sagt Kanzler.

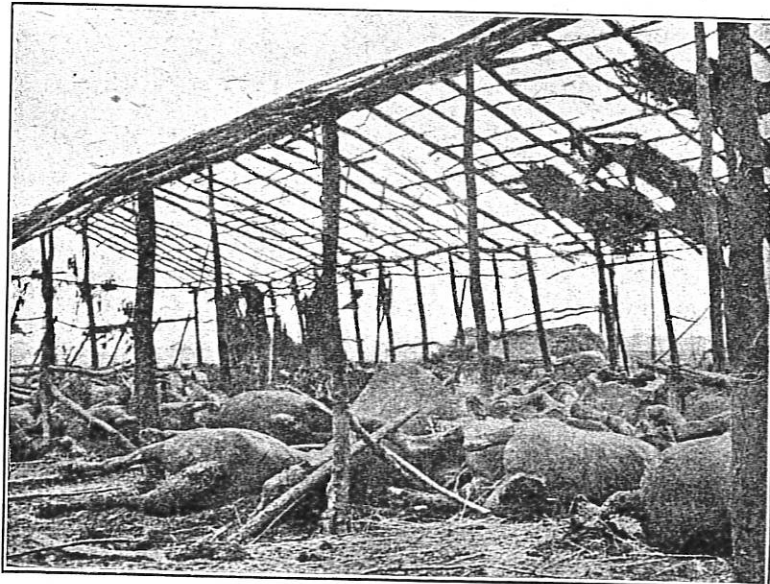
„In den nächsten Tagen“, sagte der deutsche Kanzler in einer neuen großen Rede vor dem Reichstage am 29. März, „werden die Leiter der amerikanischen Nation von Präsident Wilson zu einer außerordentlichen Tagung des Kongresses zusammenberufen werden, um die Frage des Krieges oder Friedens zwischen der deutschen und amerikanischen Nation zu entscheiden. Deutschland hatte niemals die leiseste Absicht, die Vereinigten Staaten anzugreifen, und hat diese Absicht auch jetzt nicht. Es hat niemals Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewünscht und wünscht ihn auch heute nicht. Wie haben sich diese Dinge entwickelt? Mehr als einmal haben wir den Vereinigten Staaten gesagt, daß wir von der Tauchbootwaffe nicht unbefchränkten Gebrauch machen, weil wir erwarteten, daß England dazu gezwungen werden könne, in seiner Blockadepolitik die Rechte der Menschlichkeit und die internationalen Vereinbarungen zu beobachten. Diese Blockadepolitik ist, wie ich mich genau erinnere, von Präsident Wilson und Staatssekretär Lansing 'illegal and indefensible' (der Reichskanzler gebrauchte die englischen

Worte) genannt worden. Unsere Erwartungen, die wir acht Monate lang hegten, sind vollständig enttäuscht worden. England hat nicht nur seine gesetzwidrige und nicht zu verteidigende Blockadepolitik nicht aufgegeben, sondern sie noch ununterbrochen verschärft. England hat, zusammen mit seinen Bundesgenossen, unser und unserer Verbündeten Friedensangebot in arroganter Weise zurückgewiesen und seine Kriegsziele proklamiert, die unsere und unserer Verbündeten Vernichtung bezwecken. Dann nahmen wir den unbeschränkten Unterseefrieg in unsere Hände. Wir mußten es tun. Wenn die amerikanische Nation dies für einen Grund hält, der deutschen Nation, mit der sie seit über hundert Jahren in Frieden gelebt hat, den Krieg zu erklären, wenn diese Handlungsweise eine Vermehrung des Blutvergießens rechtfertigt, so werden wir nicht die Verantwortung dafür zu tragen haben. Die deutsche Nation, die weder Haß noch Feindseligkeit gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika empfindet, wird auch dies ertragen und überwinden.“ Mit Bezug auf Rußland erklärte der Reichskanzler, der russische Kaiser habe nicht auf den Rat des deutschen Kaisers gehört, den berechtigten Wünschen der russischen Nation nach Reform nicht länger Widerstand entgegenzusetzen. „Wäre Rußlands Aufmerksamkeit auf den inneren Aufbau konzentriert worden, so wäre kein Raum für die unruhige Expansionspolitik gewesen, die schließlich zu diesem Kriege führte. Niemand kann sagen, wie sich die Dinge entwickeln werden, aber unsere Haltung den Ereignissen in Rußland gegenüber ist klar vorgezeichnet. Wir werden dem Grundsatz folgen, daß wir uns nie in die inneren Probleme anderer Länder einmischen. Es wird jetzt böswilligerweise gemeldet, daß Deutschland die kaum eroberte Freiheit des russischen Volkes zu vernichten wünscht, und daß der Kaiser die Herrschaft des Zaren über seine geknechteten Unterthanen wieder aufrichten will. Alle diese Meldungen sind Lügen und Verleumdungen, wie ich hier ausdrücklich erkläre. Wie die russische Nation ihr Haus einrichten will, ist einzig und allein die Sache der russischen Nation, und wir werden uns nicht einmischen. Das einzige, was wir erhoffen können, ist, daß sich in Rußland eine Grundlage entwickeln wird, die es zum starken und festen Bollwerk des Friedens macht. Unsere Beziehungen zu China sind stets sehr freundschaftlich gewesen. Wenn diese Beziehungen wirklich von der chinesischen Regierung abgebrochen worden sind, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß dies nicht durch den freien Entschluß der chinesischen Regierung geschah, sondern daß sie unter dem Druck unserer Feinde handelte. Finanzielle Schwierigkeiten, die China während des Krieges nicht überwinden konnte, hatten ebenfalls Anteil daran. Das Ziel unserer Feinde ist es auch, unseren Handel in China zu zerstören und ohne Arbeit das zu stehlen, was dort während vieler Jahre deutscher Tüchtigkeit und deutschen Fleißes aufgebaut worden ist. Das Resultat des Krieges wird uns, wie ich zuversichtlich hoffe, die Gelegenheit geben, das wieder aufzubauen, was zerstört worden ist, und zwar auf Kosten unserer Feinde. Dann werden unsere freundschaftlichen Beziehungen zu China wieder aufleben, vorausgesetzt, daß China bis dahin die nötige Widerstandskraft gegen die Habgucht und Selbstgucht seiner gegenwärtigen Beschützer bewahrt.“ Was die Ereignisse an der westlichen Front betreffe, so seien dort Dinge ausgeführt worden, für die den tapferen Truppen, Feldmarschall v. Hindenburg und General v. Ludendorff heißer Dank gebühre. Außerdem sagte der Kanzler: „Der Unterseefrieg im März ist ebenso erfolgreich gewesen wie im Februar.“ Diese Erklärung wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen. Die preussische Wahlreform, meinte er, solle nicht jetzt begonnen werden, während Millionen Männer in den Schützengraben liegen. Er schloß mit der zuversichtlichen Erwartung, daß die Einigkeit des deutschen Volkes, das keine Meinungsverschiedenheiten habe, es unsiegbar machen werde.

Bryans Appell an den Kongreß.

Von Miami, Florida, aus richtete Wm. J. Bryan einen ganz ausgezeichneten offenen Brief, einen klaren, starken, überzeugenden Friedensappell, an alle Mitglieder des neuen Kongresses. „In Ausübung des Petitionsrechtes eines Bürgers appelliere ich an Sie! Der Disput

mit Deutschland ist über den Bereich der Diplomatie hinausgegangen, und einige Leute raten zur Erledigung durch das Schwert. Die großen Zeitungen, welche die Wiederwahl Präsident Wilsons zu verhindern suchten, aber damit nicht durchdrangen, versuchen jetzt, ohne sich um das Volksverdict von über einer halben Million Stimmen zu kümmern, das Land aufzuheizen, und dringen darauf, daß die Regierung sich an dem europäischen Konflikt beteilige. Ihnen, und Ihnen allein, steht die verfassungsmäßige Vollmacht zu, Krieg zu erklären — Krieg, der in diesem Falle die Unterzeichnung des Todesurteils für Tausende, ja Millionen Ihrer Landsleute bedeuten und der künftigen Generation ungeheure Opfer aufbürden mag. Bevor dieses Blut an Ihren Händen klebt, berücksichtigen Sie, darum bitte ich, zuerst, daß das Unrecht, das Sie bestrafen wollen, grausam und ungerechtfertigt wie es ist, in erster Linie nicht gegen unser Land gerichtet, sondern ein Akt der Verzweiflung ist, der sich gegen andere Nationen richtet, mit denen diejenigen, die das Unrecht tun, Krieg führen. Zweitens berücksichtigen Sie, daß unser Land nicht mit Invasion bedroht ist, sondern daß man uns auffordert, 3,000 Meilen weit zu gehen, um uns in den Kampf stürzen zu können. Drittens haben wir für eine Beteiligung am Kriege nicht die Entschuldigung, die die europäischen Nationen hatten. Diese Nationen hatten keine Maschinerie zum Frieden. Wir haben einen Friedensplan, der von dieser Nation der Welt angeboten wurde und der jetzt in 30 Verträgen mit drei Vierteln der Bevölkerung der Erde verkörpert ist. Dieser Plan hat die Billigung des Präsidenten, die Empfehlung des Senats und die Billigung des Volkes, die am Stimmkasten ausgedrückt wurde. Er sieht Untersuchung aller Streitigkeiten durch ein internationales Tribunal vor, bevor der Krieg erklärt wird. Glücklicherweise zwingen uns diese Verträge, den Friedensplan Großbritannien, Frankreich, Italien und Rußland gegenüber zur Anwendung zu bringen, bevor wir mit diesen Ländern Krieg führen. Deutschland hat den Plan förmlich gebilligt, obwohl noch kein Vertrag mit Deutschland abgeschlossen worden ist. Sollen wir nun unseren eigenen Plan zurückweisen, wenn wir das erste Mal Gelegenheit haben, ihn anzuwenden? Wenn, wie der Präsident kürzlich erklärte, das amerikanische Volk keinen Krieg wünscht, ist es dann nicht der Mühe wert, den Friedensplan zu erproben, bevor die Schrecken des Krieges über unser Volk gebracht werden? Bis ein Versuch gemacht worden ist und fehlschlägt, kann niemand sagen, daß es unmöglich ist, die Aufhebung des erbarmungslosen Submarinkrieges während der Frist der Untersuchung durchzusetzen, die dieser Plan vorschreibt. Sollen wir uns des Ruhmes begeben, den Versuch gemacht zu haben, den Disput durch den vertragsmäßigen Plan beizulegen? Und ist es nicht der Mühe wert, daß wir unser Teil dazu beitragen, Unrecht zu vermeiden? Wäre es nicht besser und billiger, wenn die Regierung diejenigen Amerikaner, die nach Europa reisen müssen, auf ihren eigenen Schiffen überseht, als daß sie sich in einen Krieg einläßt,



Ein deutscher Volkstreffer in einem französischen Pferde stall.

um dem Rechte derjenigen Bürger Geltung zu verschaffen, die jedes Risiko unbeachtet lassen und auf Schiffen kriegführender Nationen reisen? Ist es nicht der Mühe wert, Passagiere von Dampferladungen zu trennen, damit die Kapitäne von Passagierdampfern ihre ganze Aufmerksamkeit der Sicherheit der Passagiere zuwenden können? Unsere Nation ist die hervorragendste Friedensbefürworterin der Welt. Wenn wir Krieg führen, sollten wir für eine Sache Krieg führen, welche die Geschichte rechtfertigen wird! Wenn Sie zu der Entscheidung kommen, daß nur Krieg die Ehre der Nation wiederherstellen kann, ist es dann zu viel verlangt, wenn ich Sie ersuche, durch eine Referendum-Abstimmung die Wünsche des Volkes festzustellen, das im Kriegsfall die Ehre der Nation mit seinem Leben verteidigen muß? Als ein Mann, der seine Bürgerpflicht zu erfüllen beabsichtigt, falls Krieg kommt, appelliere ich an Sie, alle ehrenwerten Mittel anzuwenden, um den Frieden zu erhalten, bevor Sie die Verantwortung auf sich nehmen, das Land in diesen noch nie dagewesenen Kampf zu stürzen, der ohne genügende Ursache begonnen und von beiden Parteien in vollständiger Nichtbeachtung der wohlverstandenen Rechte Neutraler geführt wird."

Rückzugs-Schirmittel und Tauchbootarbeit.

Noch ist der große Rückzug der Deutschen an der Westfront, der sich nahezu mit dem ganzen bisherigen Schlachtfelde an der Somme deckt und der, seit man erfahren, was Hindenburgs Absicht war, als das wichtigste militärische Ereignis des neuen Jahres bezeichnet werden muß, nicht ganz ausgeführt, da drängen auch schon die Heer Massen der Engländer und Franzosen hinterdrein und melden täglich große „Siege“. Die zurückweichenden Deutschen haben dabei jedoch so gut wie gar keine Verluste erlitten, wohl aber hat ihre deckende Nachhut den vordrängenden Feinden bei St. Quentin, St. Simon, Lens, Margival, Villeroy, La Fère, Soissons, am Crozat-Kanal und in verschiedenen Dörfern empfindliche Verluste zugefügt. Auch in der Champagne (bei Nipont) und vor Verdun wurden französische Angriffe blutig zurückgeschlagen. Auf einer Kampfzelle der Engländer, zwischen Lagniecourt und Morchies, wurden 1.000 britische Leichen gezählt. Was hat denn Hindenburgs großer Rückzug zu bedeuten? Ei, die Alliierten hatten fast ihre ganze Frühjahrsoffenensive fertig — jetzt ist ihnen der schöne Plan vereitelt: ihre eingebauten Kanonen tragen nicht weit genug, ihre Schützengräben liegen für sie für jeden Angriff zu weit zurück, vor ihnen dehnt sich eine zerwühlte, verwüstete Landschaft aus, über die sie, wenn sie angreifen wollen, hinweg müssen, und an der neuen Hindenburg-Linie (von Arras in gerader Richtung nach St. Quentin) haben sich die Deutschen längst sicher in das Erdreich eingebaut. Durch den Rückzug ist das Gelände für eine Gefechtschlacht, vielleicht Entscheidungsschlacht, geschaffen, für die von den Deutschen alles

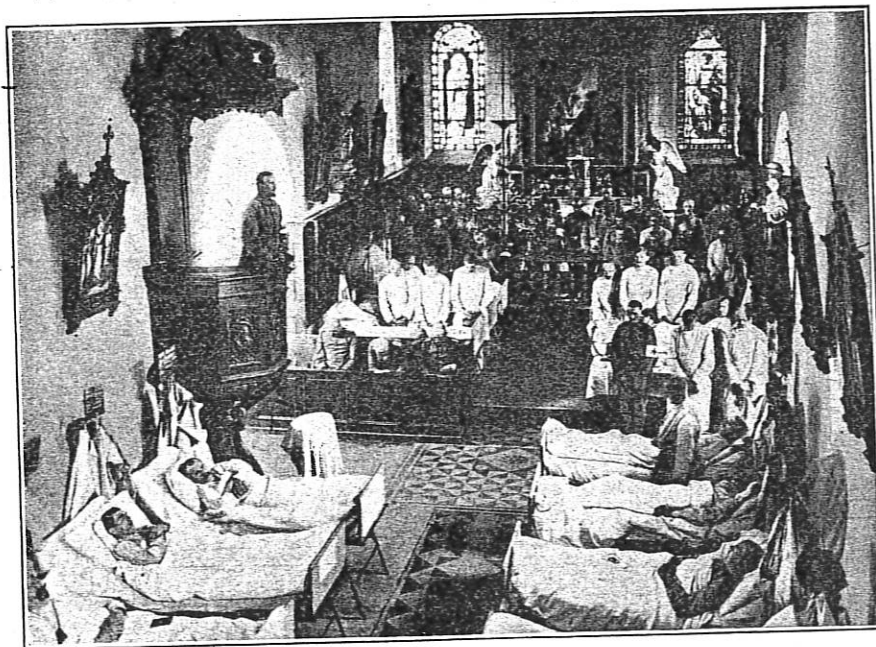
vorbereitet wurde. An der Schara, westlich von Lutsk, und an der Beresina, östlich von Lida, wurden die Russen mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Den Briten wurde oberhalb Bagdad am Tigris von den Türken eine Schlappe beigebracht, wie auch den Russen am Baital-Paß in Persien, aber in Palästina sind die Engländer von Suez aus bis Gaza, unterhalb Jerusalem, vorgebrungen und haben den Türken dort eine große Niederlage bereitet. Die Tauchboote arbeiten rastlos weiter, wenn ihnen auch in dunkler Nacht die eine oder andere Prise entwischt. Das französische Schlachtschiff „Danton“ von 18.500 Tonnen fiel ihnen im westlichen Mittelmeere zum Opfer, und an Handelsschiffen versenkten sie im Februar und März über 1.355.560 Tonnen — das ist viel mehr als die gesamte Tonnage der amerikanischen Flotte. Um Rußlands Häfen zu sperren, dehnte Deutschland die Gefährzone bis an den Arktischen Ozean aus.

Die „Möwe“ von zweiter Streife heimgekehrt.

Ganz Deutschland ist abermals von den Heldentaten der „Möwe“ entzückt. Sie kehrte am 22. März von einer zweiten Streife im Atlantischen Ozean nach ihrem Heimatshafen zurück und brachte 593 Gefangene mit (darunter 40 Amerikaner). Auf dieser Kreuzfahrt hat sie 22 Dampfer und 5 Segelschiffe von insgesamt 123.100 Tonnen versenkt oder gekapert. Alle Dampfer bis auf einen waren feindliche, 8 waren bewaffnet, und 5 standen im Dienste der britischen Admiralität. Jetzt ist also das Geheimnis aufgeklärt, welches die Identität des deutschen Seejägers umgab, der monatelang den südlichen Atlantischen Ozean unsicher machte und auch wohl zwei britischen Kreuzern, die stark mitgenommen die Küste Brasiliens aufsuchten, eins aufspielte. Unter den gekaperten Schiffen war eins der vielgenannte britische Dampfer „Yarrowdale“, der mit einer wertvollen Ladung und 469 Gefangenen, den Mannschaften versenkter Schiffe, an Bord die englische Blockade brach und nach Swinemünde gebracht wurde, wo er am 31. Dezember 1916 ankam. Unter den Gefangenen befanden sich 57 amerikanische Seeleute, die jetzt in Barcelona, Spanien, auf Rückbeförderung nach den Vereinigten Staaten warten. Bei der ersten Streife im Atlantischen Ozean führte ebenfalls Burggraf v. Dohna-Schlobien das Kommando auf der „Möwe“. Damals brach der Hilfskreuzer im März 1916 die Entente-Blockade und kehrte nach Deutschland zurück, nachdem er 15 Schiffe versenkt und zahlreiche Minen ausgekreut hatte. Er hatte 199 Gefangene und \$200.000 in Gold an Bord. Unter den auf der ersten Streife gekaperten Schiffen befand sich der britische Dampfer „Appam“, der von einer deutschen Frisemannschaft unter dem Kommando des Leutnants Hans Berg nach Newport News, Va., gebracht und kürzlich durch eine Entscheidung des Bundesobergerichts den englischen Eigentümern zurückgegeben wurde. Mögen die Deutschen „Barbaren“ sein, mögen sie „Redt und Geseß mit ihren plumpen Füßen in den Boden treten“, eins kann ihnen kein Feind abprechen: unergleichlichen Mut! Die Ruhmestaten der deutschen Flotte bilden längst das glänzendste Blatt in der Seegeschichte der Welt. Viermal hat also jetzt die „Möwe“ die britische Seesperre durchbrochen! Und welche unerbare Arbeit hat sie geleistet!

„Seebleser“ Deuteflug.

Immer mehr Glanzleistungen deutscher Schiffe sehen die Welt in Staunen. Zu Anfang des Jahres schlüpfte der Hilfskreuzer „Marie“ unter Befehl des Leutnants Sörensen durch die feindliche Blockade und brachte Waffen und Munition, Nahrungs- und Sanitätsmittel nach Ostafrika, und im Februar leistete dann ein deutscher Dampfer unter dem Kommando des Leutnants Christiansen ganz das gleiche Kunststück. Dank dieser beiden Taten sind die deutschen Truppen in Ostafrika jetzt wohl ausgerüstet und mit allen Notwendigkeiten versehen und werden instande sein, die deutsche Besitzungen gegen den Feind noch lang zu halten. Ein deutscher Seejäger fol



Gottesdienst in einer zum Lazarett eingerichteten Kirche in Frankreich.

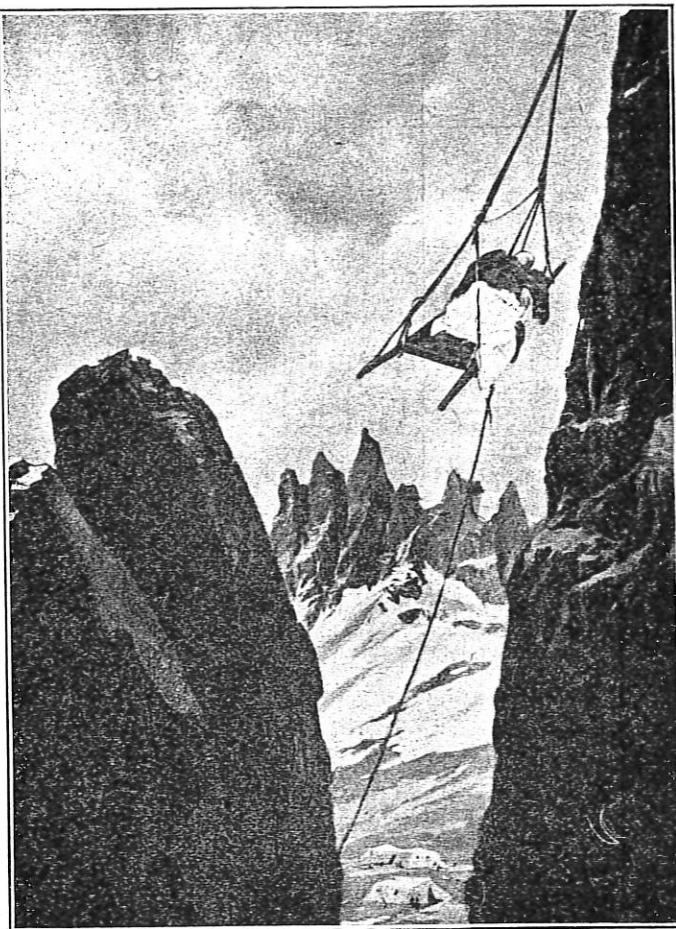
den Indischen Ozean unsicher machen, und ein zweiter pircht auf dem südlichen Stillen Meere und versenkte dort ein japanisches Kriegsschiff. Weit glanzvoller aber gestaltete sich der Beutezug des leichten deutschen Kreuzers „Seeadler“, der, wie man jetzt erfährt, Ende Dezember die Blockade durchbrach, nach dem südlichen Atlantik flog und dort — ganz wie die „Möwe“ — auf Beute ausging. Er holte sich 12 feindliche Schiffe von über 30,000 Tonnen und versenkte ihre wertvollen Ladungen. Am 30. März lief in Rio de Janeiro das französische Segelschiff „Cambonne“ mit 285 Passagieren und Mannschaften der versenkten Schiffe, darunter einigen Amerikanern, ein, und sie erzählten der Welt die neueste erstaunliche Kunde. Der „Seeadler“, von etwa 2,800 Tonnen, mit 3 Masten, Gasolin-Betriebsmotor, 2 Geschützen, 16 Maschinengewehren, starkem drahtlosen Telegraphen-Apparat, 2 Gasolinbooten an Bord, mit einer Mannschaft von 64 Köpfen unter dem Befehle des Grafen Luckner, soll am 22. Dezember nur mit Wissen des Kaisers und des Kronprinzen auf die Jagd ausgefahren sein, die norwegische Flagge führen und auf 18 Monate mit Lebensmitteln, Munition und Gasolin versorgt sein. Die Gefangenen mußten arbeiten, erhielten jedoch bezahlt dafür; sie wurden durchweg gut behandelt, sogar von der Besatzung oft mit Musik unterhalten.

Wer trägt die Kriegskosten?

Je näher die Kriegsgefahr für die Vereinigten Staaten rückt, desto brennender wird auch die Frage, wer die Kosten tragen soll. Die Alliierten jubeln, auf Onkel Sam zu guter Letzt, da sie verfrachten, die Hauptlast abzuwälzen; sie alle hungert nicht bloß nach Kartoffeln, sondern auch nach amerikanischem Golde. Die Kosten für die Teilnahme an den Feindseligkeiten werden nicht gering sein. Leider, denkt der Leser gleich, werden diejenigen, die das Fett abschöpfen, erst von den Munitionsbestellungen der Alliierten, sodann von den Rüstungsvorbereitungen des eigenen Landes, nicht jene sein, die nun auch die große Schuld bezahlen. Kriegslieferanten sind noch stets reich geworden, und sie lassen sich weder darüber, daß andere Not leiden, noch darüber, wer nachher die hohen Steuern bezahlt, graue Haare wachsen. Ein Gesetz, daß sie, die durch den Krieg reich geworden, auch des Krieges Last tragen, würde, das steht zu erwarten, als Klassengesetz und als unkonstitutionell verworfen werden. Und doch winkt Rettung in eben dieser Richtung! Unser Land besitzt ein Einkommensteuergesetz, das durchaus zu Recht besteht. Mit Leichtigkeit kann das Volk durch seinen Kongreß darauf dringen, daß alle Jahreseinkommen über \$100,000, ja schon über \$5,000 mit Beschlagnahme belegt werden, um sie zur Bestreitung der Kriegskosten zu verwenden. Denn das Volk will keinen Krieg! Dann wird es sich zeigen, wo die Musikanten sitzen. Mit \$5,000 kann man immer noch gut leben und auch noch Kartoffeln beschaffen.

Was wird Amerikas Kriegsbeteiligung bedeuten?

„Wenn nicht die gesamte gesunde Vernunft der Menschheit die Oberhand bekommt, diesen Krieg zu beenden, ehe das Schlimmste eintritt, so wird Europa wenig besser sein als eine Wüste, bevölkert von alten Männern, Frauen und Kindern,“ sagte vor mehr als zwei Jahren Lord Londonderry im britischen Oberhause, und diese Ankündigung beginnt jetzt, da auch noch Amerika in den Krieg eintritt, zur vollen Schreckenswahrheit zu werden. Vor drei Jahren genossen die Länder Europas alles Friedensglück — heute sind über 12,000,000 Männer, die Blüte der Völker, getötet oder verkrüppelt, heute sind über 5,000,000 unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder (Gefangene und Verwundete) im Exil durch Hunger, Kälte und Entbehrungen hingerafft, heute ist Europa ein großes Totenfeld, auf dem die Lebenden weiter einander würgen, weiter duhlen, weiter leiden. Und jetzt beantragte der britische Kriegsminister im Parlament noch ein Gesetz, der Armee wieder sämtliche Genesende und Entlassene, sowie alle Krüppel und Lahme, welche wegen körperlicher Mängel zurückgestellt wurden, einzureihen und sogar die Hospitäler nach Kanonensputz zu durchsuchen. Jetzt sind in Frankreich die Junglinge, die sonst erst 1919 zur Fahne gemußt, unter Waffen gerufen. In Deutschland und Oesterreich, wo die Männer längst in der Aderschwärze und in vielen städtischen Berufsgruppen von Frauen und Kindern vertreten sind, werden jetzt alle, die noch Waffen tragen können, zu einem entscheidenden Waffengange aufgeboten. Aber Tod und Totenklage sind nicht die einzigen Leiden Europas, nein, in sämtlichen kriegsbeteiligten Ländern hungern die Völker. Es ist



An der österreichisch-italienischen Front: Verwundeter wird aus steiler Alpenhöhe ins Tal hinabgelassen.

nicht der Hunger eines Tages, seit Jahr und Tag schon schwingt Schmalhans sein erbarmenloseszepter, und trotz des Frühlings umdüstert sich die Zukunft; selbst die benachbarten Neutralen leiden allerlei Entbehrungen. Der Hunger bedroht ganz Europa. Hunger ist die Grundursache der Revolution und Anarchie in Rußland, wo jetzt verschiedene Nationalitäten des Riesereiches ihre Selbständigkeit verlangen und die neue Regierung noch allerlei Nöte durchzumachen hat. Hunger und Not sind die Ursache, daß Italien am Rande der Revolution steht. Hunger und Not sind die Ursache, daß es in Frankreich fort und fort gärt. Hunger und Not sind die Ursache, daß Spanien bedenkliche Unruhen erlebt. Hunger und Not sind die Ursache, daß heute in Holland, Dänemark, Schweden und der Schweiz die Armen oft kein Brot erhalten können. Hunger und Not sind die Ursache, daß Argentinien soeben alle Ausfuhr verbot, und jedenfalls werden noch andere südamerikanische Länder dem Beispiele folgen müssen. Hunger und Not sind die Ursache, daß jetzt in ganz England Suppenküchen eingerichtet werden und die Polizei Hausdurchsuchungen nach verborgenen Nahrungsmitteln anstellt. Und haben wir in unsern Großstädten nicht Hungerkrawalle erlebt, hier in der ehemaligen Kornkammer der Welt? Wenn der Kongreß Krieg führt, wird dann, statt baldigen Friedens, das Morden nicht verlängert, Blutvergießen, Tod, Wehklagen, Hunger und Not nicht gemehrt? Wird die „Wüste, bevölkert von alten Männern, Frauen und Kindern“ nicht vergrößert und auch auf Amerika ausgebeutet? Gott helfe allen, die treu mit Mahnen und Warnen ihre Bürgerpflicht getan und ihr Gewissen gerettet haben, daß keine Trübsal trübe ihr Herz und Angesicht! Du, der du O f f e r n feierst, vergiß nicht unablässig: dem, der da ruft: „Friede sei mit euch!“ das geängstete Herz auszuschnitten: „Mein Herr und mein Gott!“ — in der Glaubensüberzeugung des alle Zweifel überwindenden Thomas, und er, der dem Meere gebietet und die Sturmwinde vorüberführt, der Wolken, Luft und Winden, gibt Wege, Lauf und Bahn, wird unser ernstliches Gebet erhören und mit Leichtigkeit auch Wege finden, da unser Land und dein Fuß gehen kann!

W.

Amerikas Stellung zu den Kriegführenden.

Für die „Abendshule“ von Dr. Gilbert Reid.

(Der Verfasser ist der Leiter des „International Institute of China“ in Schanghai, ein Amerikaner, in dessen Adern kein deutsches Blut fließt. Er ist seit mehr als 30 Jahren in China wohnhaft und vermöge seiner amtlichen Stellung mit internationalen Fragen sehr vertraut. Seinen uns zugehenden Artikel in englischer Sprache haben wir übersetzt. Er bemerkt noch: „Ich finde es schwer, in den Tagesblättern Amerikas Gerechtigkeit zu bekommen.“ — Reid.)

Die letzte Tat Deutschlands im Unterseekrieg ist ein Glied in einer langen Kette. Wenn wir bloß diese letzte Tat anschauen und alle vorausgehenden Handlungen außer acht setzen, — wenn wir nur die Festigkeit dieses letzten Gliedes proben und es unterlassen, das erste und alle folgenden Glieder zu prüfen, dann wird es so gut wie unmöglich sein, ein richtiges Urteil zu fällen, eine gerechte Denkweise zu bewahren oder uns selbst davon zurückzuhalten, daß wir uns in den Krieg stürzen und Partei ergreifen, zu einer Zeit, da keine Seite alles Recht oder alles Unrecht hat. Dieser Fehler menschlicher Denkart entspricht dem unlogischen Geiste, der die Prämisse (den Vorderatz) für nichts achtet, aber als Wahrheit die Schlussfolgerung aufbauscht. Wenn wir in unserem Urteil über die deutsche Tauchbootkriegsführung gerecht sein wollen, so müssen wir uns Zeit nehmen, die Begebenheiten von Anfang bis zu Ende zu untersuchen.

Der erste Fehler — die erste grelle Verletzung des internationalen Rechts — war es, als die britische Regierung den ersten Vermittlungsvorschlag der Vereinigten Staaten Regierung, daß die Londoner Deklaration von allen Kriegführenden befolgt werde, verwarf. Solche Befolgung würde die Freiheit der Meere, soweit dies zur Kriegszeit und unter festgesetzten und anerkannten Regeln möglich ist, garantiert haben. Deutschland stimmte diesem freundschaftlichen und vernünftigen Ersuchen des Sekretärs Bryan völlig bei, aber die britische Regierung stimmte nicht zu. Die Vereinigten Staaten Regierung kündigte sofort an, daß der eben gemachte Vorschlag — der erste amerikanische Vermittlungsversuch — daher fallen gelassen werde.

Sehr bald ging, wie zu erwarten stand, die britische Regierung einen Schritt weiter und begann sich in die neutralen Rechte des Handels einzumischen. Diese Einmischung war als ein Schlag gegen Deutschland gemeint, durch die Weigerung, Nahrungsmittel direkt oder durch andere, neutrale Länder nach Deutschland hereinzulassen. Was England beabsichtigte, war, Deutschland auszuhungern, nicht durch die rechtmäßigen Methoden einer wirklichen Blockade, sondern durch die gesetzwidrigen Methoden, die freie Bewegung neutralen Handels zu verhindern. So wurden die neutralen Nationen geschädigt und ihres gesetzlichen Rechtes beraubt, während der Versuch gemacht wurde, ein im Kriege erlaubter Versuch, zu verhindern, daß Nahrung nach Deutschland gehe. Die Engländer befolgten die falsche Methode, die nicht durch das Völkerrecht gerechtfertigt wird.

Infolge der Gesetzwidrigkeit Englands — einer Schädigung sowohl der Neutralen als des Feindes — ließ es sich nur erwarten, daß Deutschland und seine Verbündeten irgendeine Art der Wieder Vergeltung vornehmen würden. Würde dieselbe mit Gesetz und Gepflogenheit in Widerspruch stehen, so konnte das von Neutralen nicht beanstandet werden, außer und bis sie die vorausgehende Gesetzwidrigkeit Englands, die den neutralen Handel in sehr ernster Weise berührte, beseitigt hätten. Diese Wieder Vergeltung geschah vermittelst des Unterseekriegs. „Der deutsche Tauchbootkrieg wurde begonnen als Gegenmaßregel.“

Der erste große Versuch, die Rolle des Vermittlers zu spielen, wurde von unserem damaligen Staatssekretär, Herrn William Jennings Bryan, unternommen. Es war die be-

rühmte „identie note“ vom Februar 1915. Die deutsche Regierung nahm die „via media“ an, und die britische Regierung wandte sich davon ab. Hier ergab sich die erste ernste Pflicht für die amerikanische Regierung, darauf zu bestehen, daß unsere Vermittlungsvorschläge gutgeheißen würden und daß unsere neutralen Rechte nicht weiteren ungesetzlichen Eingriffen unterworfen sein sollten. Wie der Editor des „American Review of Reviews“ vor etlichen Monaten schrieb: „Eine private Andeutung unserer unerschütterlichen Absicht würde alles für uns erreicht haben, was wir beansprucht hatten.“

Das Argument ist unwiderlegbar, daß „es keine „Lusitania“-Tragödie hätte geben können“, wenn der Schritt getan worden wäre, darauf zu bestehen, daß England die Handelsrechte der Neutralen, wie es in den Vermittlungsvorschlägen der „identie note“ gefordert wurde, nicht schädigen dürfe. „Viel unnützes Gerede“, sagt Dr. Shaw, „drehte sich darum, was hätte geschehen sollen, nachdem die „Lusitania“ versenkt war.“ Alle fundamentalen Fehlgriiffe unserer Politik waren gemacht „lange vor der „Lusitania“-Episode“.

In einem kürzlichen Hefte des „Review of Reviews“, der Januar-Nummer, erwähnt der Editor diesen frühzeitigen Eingriff in neutrale Rechte, diese offene Verletzung des internationalen Rechts, dessen Umstoßung, wie er sagt, fortgeht bis zur jetzigen Steigerung: „England versucht Deutschland zu unterjochen durch Auszuhungern von Millionen von Frauen und Kindern mit Hilfe einer sogenannten „Blockade“, welche die Regeln und Grundsätze des Völkerrechts verhöhnt, und durch Einschränkungen des Handels der Neutralen, die ebenso ohne gesetzliche Berechtigung sind.“

In diesem zweiten Stadium der Kriegsentwicklung wurden, nachdem Sekretär Bryans Vermittlung von England beiseite geworfen war, die Wieder Vergeltungsmaßregeln Deutschlands durch eine Kriegszone ausgeführt, die wiederum einen Gegenschlag bildete zu Englands Kriegszone. Diese war früh im November 1914 angesagt worden, während die Ankündigung der Kriegszone Deutschlands aufgeschoben wurde bis Februar 1915. Der Washingtoner Korrespondent der „New York Times“ schrieb damals über die Lage wie folgt: „Weil die amerikanische Regierung weder dagegen protestierte noch das Recht Großbritanniens, seine Kriegszone festzusetzen, in Frage zog, so ist es klar, daß es für die Vereinigten Staaten unmöglich sein wird, ohne Verletzung ihrer strengen Neutralität, die Ankündigung der deutschen Kriegszone zu dieser oder irgendeiner Zeit anzutasten oder auch nur in Frage zu ziehen, ohne gleichfalls die britischen Kriegszone-Maßregeln zu beanstanden.“ Diese Erwägungen gelten gerade so gut für die neuesten Phasen der deutschen Submarin-Wieder Vergeltung. Wir mögen hier auch die damals von Dr. Shaw geschriebenen Worte anführen: „Unter Blockadeverhältnissen schützt eine neutrale Regierung nicht einen Blockadebrecher.“ Dies findet gleichfalls noch mehr auf die Zustände zu Anfang 1917 Anwendung.

Als der deutsche Unterseekrieg zuerst begonnen wurde als ein Gegenschlag auf Englands Politik der Volksauszuhungern, da schien es mir und schien es andern, daß neutrale Länder sich in einen großen Streit zwischen zwei Seiten gewaltiger Mächte nicht über den gerechten und vernünftigen Vermittlungsvorschlag

unseres damaligen Staatssekretärs hinaus einlassen dürften. Es schien mir, daß in diesem Kampfe auf Leben und Tod neutrale Nationen zur Seite stehen sollten, wenn es so weit komme, daß vernünftige Vorschläge von beiden Seiten oder auch nur von einer Seite verworfen würden. Es würde keine „Lusitania“-Tragödie für Neutrale zu ordnen gegeben haben, wenn die amerikanische Regierung alle Amerikaner gewarnt hätte, nicht auf einem solchen Schiffe, einem Flotten-Hilfskreuzer, zu fahren.

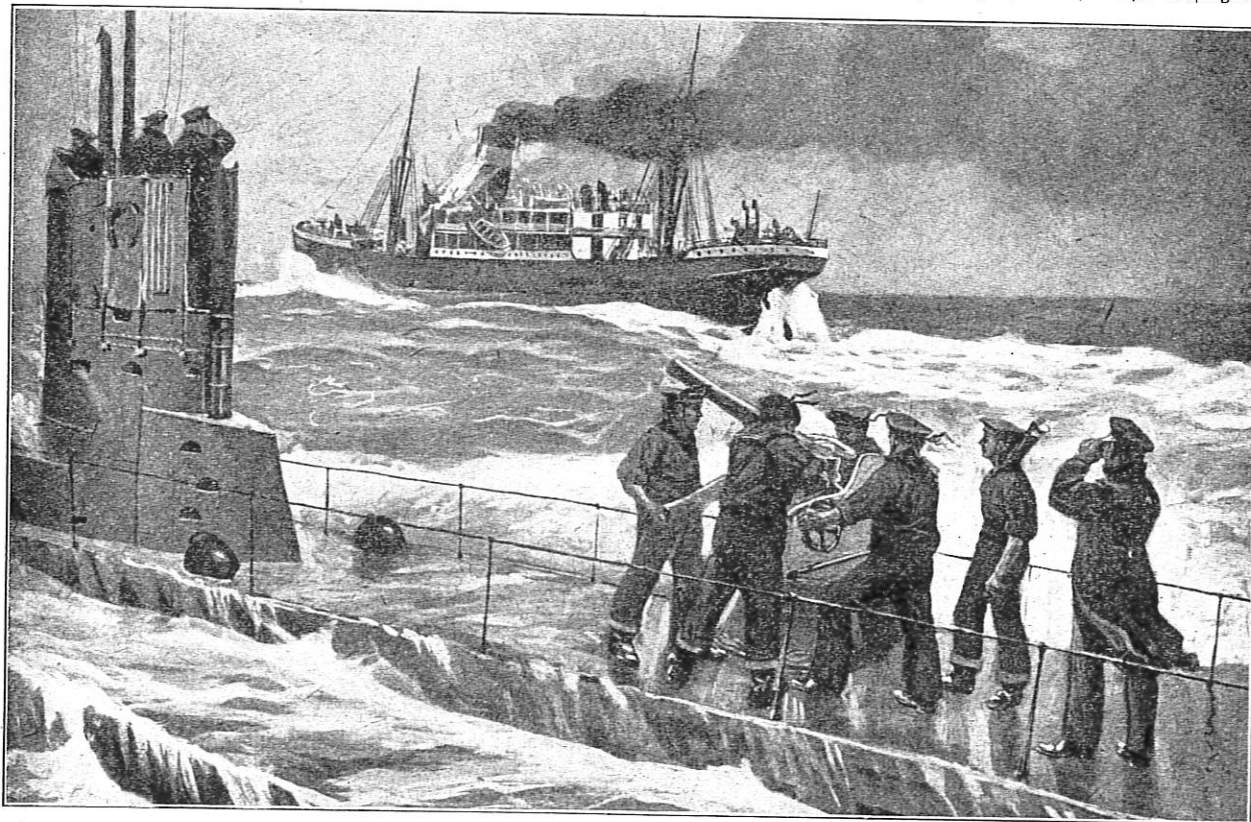
Im Januar 1916, mehr als ein Jahr nach dem amerikanischen Ersuchen zur Einhaltung der Londoner Deklaration und fast ein Jahr nach dem zweiten Schritte, der die britische Ankündigung betraf, die Nahrungszufuhr nach Deutschland ganz zu verhindern, und nach der deutschen Antwort darauf durch das Submarin, tat der Staatssekretär, Herr Lansing, einen nochmaligen, ebenso gerechten und vernünftigen Schritt. Sein spezielles Argument betraf die Bewaffnung von Handelsschiffen. Er opponierte der Bewaffnung, wie aber auch jedem Angriff auf solche unbewaffnete Schiffe durch Tauchboote ohne gebührende Warnung. Mit dieser „identical note“ vom 18. Januar 1916 genießt er den Ruhm, eine der besten Denkschriften der ganzen diplomatischen Welt verfaßt zu haben. Obgleich England sie verwarf, sind ihre Rechtsgrundsätze doch unwiderleglich. Der angebotene Vermittlungsweg war gerecht, der Freundschaftserweis ehrlich.

Unglücklicherweise widersetzten sich die Entente-Mächte solchen Vermittlungsplänen, wie sie es ein Jahr zuvor getan hatten. Das bewog die amerikanische Regierung, ihre Forderungen gegen Deutschland zu verschärfen, während sie der Entente gegenüber gelinde verfuhr. Eine Art Ultimatum ging an Deutschland ab. Aus irgendeinem guten Grunde, wahrscheinlich zum Wohle Deutschlands, fügte sich der kaiserliche Kanzler den Forderungen Amerikas, während England den großzügigen Feldzug gegen die Rechte der Neutralen fortsetzte. Die Befol-

gung der Wünsche Amerikas — oder des Ultimatums, wenn man es so nennen will — war jedoch eine bedingte. Es war kein bedingungsloses Versprechen. Deutschland hat sich niemals gebunden, dem amerikanischen Vorschlag, bestenfalls einem einseitigen Arrangement, nachzukommen, einerlei was immer im weiteren Verlaufe des Krieges sich ereignen möge. Die deutsche Regierung versprach im April 1916, daß Handelsschiffe „nicht ohne Warnung und nicht ohne Rettung der Menschenleben versenkt werden sollen, außer die Schiffe suchen zu entkommen oder leisten Widerstand.“ Diese sehr beschwerliche Regel — beschwerlich durch die Umstände — wurde fast ein Jahr lang getreuen Befolgung des amerikanischen Vorschlags folgte es dann doch eine Gelegenheit geben, den bedingten Teil des Übereinkommens in Kraft zu setzen!

Die amerikanische Regierung sollte doch imstande sein, den Grund einzusehen, warum das zwischen Amerika, einem Neutralen, und Deutschland, einem Kriegführenden, vereinbarte Übereinkommen, das doch den Krieg betrifft zwischen Deutschland und anderen Kriegführenden, abgeändert werden sollte. Die deutsche Regierung gab, ihrem Wunsche gemäß, den Frieden mit dem amerikanischen Volke zu wahren, ein Versprechen weit darüber hinaus, was irgend jemand ein Recht hatte zu erwarten; sie beschloß „bis an die äußerste Grenze der Zugeständnisse zu gehen“. Aber sie stellte auch, in ebenso klarer Sprache, ihre Bedingungen: „Die Neutralen dürfen nicht erwarten, daß Deutschland, das gezwungen um seine Existenz kämpft, den Gebrauch einer wirksamen Waffe um der Interessen der Neutralen willen einschränkt, wenn dem Feinde gestattet bleibt, weiterhin nach seinem Willen die Methoden der Kriegsführung zu befolgen, die die Regeln des Völkerrechts verletzen.“

Die deutsche Regierung machte ferner für ihre Befolgung



Ein deutsches Unterseeboot beschießt einen englischen Dampfer mit Granaten.

der Vorschrift zur Bedingung, daß England seiner Pflicht nachkommen solle und daß die Vereinigten Staaten freundschaftlich dahin wirken, nämlich, daß die amerikanische Regierung „jezt fordere und darauf bestche, daß die britische Regierung unverzüglich die Regeln des internationalen Rechts befolge.“ Danach fügt die deutsche Note eine ausdrückliche Warnung hinzu für den Fall, daß keine Gerechtigkeit erfolgt: „Sollten die von der Regierung der Vereinigten Staaten unternommenen Schritte nicht das erwünschte Ziel erreichen, daß die Gesetze der Menschlichkeit von allen kriegführenden Nationen befolgt werden, so würde die deutsche Regierung sich dann einer neuen Lage gegenüber gestellt sehen, für die sie sich vollständige Freiheit der Entscheidung wahren muß.“

Die britische Regierung fuhr fort, die anerkannten Regeln des Völkerrechts zu verletzen. Sie fuhr fort, mit stetig zunehmender Wut, zu verhindern, daß Schwarzpulver und Rote Kreuz-Vorräte den Völkern der feindlichen Länder zufließen. Sie griff die für neutrale Länder bestimmten Schiffsadungen auf, aus Furcht, sie möchten nach Feindesland gehen. Sie änderte das internationale Recht über Waren, die nicht Banngut sind. Sie setzte Preise aus für bewaffnete Handelsfahrer, feindliche Submarine zu versenken. Sie bewaffnete Schiffe für Angriffs- wie für Verteidigungszwecke und behauptete dennoch, daß diese keine Hilfskreuzer seien. Sie hat unverantwortlicher Weise Fahrten zu begleiten und auf diese Weise zu beschützen. Sie hat jeden Protest der amerikanischen Regierung gegen jede Art von Verletzungen, die eine Beschneidung neutraler Rechte sind, verhöhnt. Sicherlich ist für die deutsche Regierung die Zeit gekommen für „vollständige Freiheit der Entscheidung“.

Dennoch schritt die deutsche Regierung noch nicht zu der Maßnahme eines uneingeschränkten Tauchbootkrieges, bis die Entente-Mächte klar bewiesen hatten, daß sie die Friedensanerbietungen sowohl der Mittelmächte als auch der neutralen Länder verhöhnten und entschlossen waren, den Krieg fortzusetzen, bis für sie der Sieg komme und vernichtende Niederlage für alle Mittelmächte. Erst auf diesen Abweis seitens aller Entente-Mitglieder und auf die neue Art der seitens England erklärten Blockade, die gar keine neutralen Rechte und Interessen mehr berücksichtigt, gab die deutsche Regierung rasche, aber wohlwollende Antwort.

Wenn Krieg bis zu solchen Extremen geführt wird, daß keine Einschränkung des Völkerrechts mehr gilt, dann bleibt für neutrale Länder nichts übrig, als zur Seite zu stehen und die Kriegführenden ihre Sache allein ausfechten zu lassen. Wenn die Vereinigten Staaten im Gefühl der Menschlichkeit es als Pflicht oder für ratsam angesehen haben, den Friedensvorschlägen der Mittelmächte zuzustimmen, dann haben sie ganz gewiß die Pflicht, laut der Forderung humanitärer Empfindungen, nicht der einen Seite mehr in den Weg zu legen als der andern. Wenn Deutschland findet, daß sein Friedensanerbieten verpöthet wird, so muß ihm voller Spielraum zum Kämpfen gestattet werden, damit es nicht, nach berechneter Kampfmethode Großbritanniens, aufhören zu existieren.

Dr. v. Bethmann-Hollweg, der deutsche Reichskanzler, erklärte, nachdem er versichert hatte, daß er sich das ganze letzte Jahr dem Plane der uneingeschränkten Unterseekriegsführung widersetzt habe, im Reichstage: „Ich stimme jezt der obersten Heeresleitung bei, daß rücksichtsloser Tauchbootkrieg uns einem siegreichen Frieden näher bringt.“ Der Reichskanzler, der für Mäßigung, Humanität und gesunden Verstand eingetreten war, befürwortet jezt als einzig möglichen Kurs rücksichtslosen Un-

terseekrieg, nur weil der Feind entschlossen ist, bis zum Tode zu kämpfen, indem er seine eigenen besten Waffen gebraucht und auf seine Seite so viele Neutrale wie möglich hinüberlockt. „Tödt jeden einzigen Deutschen“, „Hungert jeden Mann, Frau und Kind auf feindlicher Seite aus!“ — das ist die volle Bedeutung der Entente-Antwort auf Präsident Wilsons großmütige und vernünftige und gerechte Aufforderung zum Frieden. Was anders konnten daher die Deutschen und ihre gleich handfesten Verbündeten tun als kämpfen für Frieden durch Sieg — Sieg auf ihrer Seite? Gegen die rücksichtslosen Maßnahmen der Entente üben die Mittelmächte Widerbergestung, wozu sie ein volles Recht haben, in demselben rücksichtslosen Geiste, aber in ihrer eigenen unbarmherzigen Weise.

Was ist denn die grausame Methode der Deutschen? Einfach dies: eine Blockade Britanniens, Frankreichs und Italiens mittels der Submarine und Minen. Die Worte lauten: „Die deutsche Regierung spricht die Erwartung aus, daß die amerikanische Regierung amerikanische Schiffe warnen wird gegen ein Betreten der Blockadezone und ihre Untertanen gegen Anvertrauung von Passagieren und Waren solchen Schiffen, die mit Häfen in den blockierten Zonen Handel treiben.“ Es ist zugleich bestimmt angegeben, wo neutrale Schiffe ohne Bannware oder Munition sicher durch die Blockade hindurchfahren können.

Diese Blockade, ungleich in Form irgendetwas andern der Geschichte bekannten Blockade, aber durchaus gesetzmäßig und wirksam, ist Deutschlands Antwort auf Englands neue Blockademaßnahmen.

Die Engländer planen eine Blockade Deutschlands vermittelt Minen. Eine lange Linie von Minen soll ausgefüt werden längs der Küsten zweier neutraler Nationen — Dänemark und Holland —, um die Blockade gegen Deutschland wirksam zu machen, soweit die Nordsee in Betracht kommt. England benachrichtigt auch die Neutralen, wo ihre Schiffe sich bewegen dürfen, ohne auf Minen zu stoßen. Wenn aber Schiffe neutraler Nationen, zu dem Zwecke, um die vollen Rechte der Neutralen aufrecht zu halten, ihren eigenen Kurs im Britischen Kanal und in der Nordsee verfolgen, ohne Englands Warnungen zu beachten, so tun sie dies auf eigenes Risiko. Desgleichen, wenn neutrale Schiffe, im Bewußtsein ihrer neutralen Rechte, ihrer eigenen Bequemlichkeit folgen, wenn sie zwischen ihren eigenen neutralen Häfen und den Häfen Englands und Frankreichs fahren, so tun sie dies auf eigenes Risiko.

In diesem Kriege herrscht somit keine Freiheit der See; es hat keine mehr gegeben seit Anfang 1915, als England neutralen Schiffen verbot, Nahrungsmittel und Baumwolle nach deutschen Häfen zu bringen, oder selbst nach andern neutralen Häfen, es sei denn unter britischer Einsichtnahme und Erlaubnis. Es ist Torheit, wenn der Kapitän eines neutralen Schiffes ganz allein, ohne einen Lotsen der Kriegführenden an Bord, sich hinauswagt in die Kriegszone, ob sie nun durch Minen oder durch Submarine zu einer solchen gemacht ist. Es ist immer gefährlich für Nichtkämpfende, zu nahe an die Schußlinie oder die heutigen Sprengkörper heranzukommen.

Selbst wenn die Entente-Nationen es bewerkstelligt hätten, Krieg zu führen nach internationalem Rechte und in Gemäßheit mit den Haager Übereinkommen und der Deklaration von Paris und der späteren von London, kann dennoch Deutschland extreme Maßnahmen ergreifen, innerhalb des Gesetzes, wenn England zu extremen Maßregeln schritt, innerhalb des Rechts. Es ist durchaus nicht klar, daß die Vernichtung eines Schiffes, welches eine Blockade zu durchbrechen sucht, eine Verletzung des

internationalen Gesetzes ist. Das ist ein ganz ander Ding als der Angriff auf ein neutrales Handelsschiff auf hoher See, wo eine Warnung erfordert wird. In dieser Hinsicht verharret Deutschland sonach immer noch bei der letzten April mit dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten getroffenen Abmachung. Die deutsche Regierung hat niemals sich vorgenommen, jedes Schiff aufzublasen, wo immer es sich befindet auf dem hohen Meere.

Ein Ding kann aber die amerikanische Regierung tun, wenn sie der Verantwortlichkeit zu entgehen wünscht, gegen andere Länder Krieg führen zu müssen, und das ist, fortan ein Embargo zu setzen auf Waffen und Kriegsbedarf für alle die Kriegführenden. Ich zähle auch Lebensmittel hinzu, weil sie von Britannien für Konterbande erklärt worden sind. Es gibt kein internationales Gesetz, das von einem Neutralen fordert, Munition oder Banngut an Kriegführende zu verkaufen, und es ist keine Verletzung des Völkerrechts, den Verkauf zu verweigern. Die Vereinigten Staaten stehen innerhalb ihres guten Rechts, wenn sie jetzt ein Verbot solchen Handels in Waffen und Konterbande erlassen. Um so mehr sollte dies geschehen, wenn Verwicklungen mit einer oder mehreren kriegführenden Mächten zu entstehen drohen.

Gegen Ende 1915 wurde dem Vereinigten Staaten Kongreß eine Piesenpetition vorgelegt, die um ein solches Embargo auf Waffen und Munition nachsuchte. Mehr als eine Million Namen waren auf der Petition. Hier ist ein Teil des Wortlauts: „Unsere Waffenexporte verlängert den Krieg, macht uns tatsächlich, wenn nicht ausdrücklich, zu Teilnehmern des Krieges und seiner Schrecken, ändert unsern Handel mit vielen Nationen ab zu einem mit wenigen und die Art des Handels von Waren des Friedens und Fortschritts zu Waren des Krieges, Morbes und der Vernichtung, hilft unsern Handels- und Handelsrivalen und entfremdet uns freundschaftliche Nationen, die \$500,000,000 unserer Erzeugnisse kaufen und 3,000,000 unseres Volkes in Arbeit erhalten, und überträgt diesen Handel an den Orient und sein Volk, von wo er nie wiederkehrt.“ Der Nahrungsmittel war nicht einmal Erwähnung getan, denn es war noch nicht erkannt, daß sie mit Munition klassifiziert waren.

Präsident Wilson setzte 1913 ein Embargo auf Waffen nach Mexiko. Er sagte: „Das Verbot der Waffenexporte befolgt die beste Gepflogenheit der Nationen in Sachen der Neutralität.“ Er handelte jetzt gleicherweise in diesem Kriege!

Anfangs 1916 rebeten viele der führenden Senatoren und Kongreßleute nicht sowohl über ein solches Ausfuhrverbot als vielmehr dagegen, daß Amerikaner auf Schiffe gehen, die Waffen und Munition schleppen. Dies ist eine Alternative für die Vereinigten Staaten, sie haben die Wahl zwischen beiden Plänen. Wenn Munition immer noch an England und seine Alliierten verkauft werden darf, dann sollten Amerikaner davor gewarnt werden, auf solchen Schiffen als „Tobbringern“ zu fahren. Also sprach Senator Works von California: „Das Recht, auf kriegführenden Schiffen zu fahren, mag durchs Gesetz zugestanden sein, es gibt für die Regierung und die Bürger der Vereinigten Staaten aber sicher eine moralische Verpflichtung, alles zu vermeiden, in diesen Krieg hineingezogen zu werden. Ich will weiter zurückgehen als das. Gleich zu Anfang des Krieges widersetzte ich mich der Versendung von Waffen an die Kriegführenden, besonders nachdem Großbritannien die Häfen Deutschlands blockiert hatte. Wenn wir damals Großbritannien gesagt hätten: „Wenn du die Häfen Deutschlands unserem Handel versperrst, so gestatten wir keine Waffenexporte mehr an dich“, hätten wir England Einhalt gebieten können. Nun sind wir tatsächlich Beteiligte am Kriege geworden, indem wir bloß der einen Seite Waffen zusenden. Wir sind nicht neutral, wir sagen es heuchlerisch, daß wir neutral sind.“

Die amerikanische Regierung würde nur ihre Pflicht tun, wenn sie alle Amerikaner und amerikanischen Schiffe warnte, keine der beiden Blockaden zu betreten, sondern den sowohl von England als auch von Deutschland auferlegten Beschränkungen zu entsprechen. Solange England und seine Alliierten es vorziehen, durch Verlängerung des Krieges mehr Menschen zu verlieren und mehr Menschenleben zu vernichten, sage eine runde Million, würden Amerikaner eine humane Tat beweisen, indem sie sich weigerten, solche Schlächtereien zu ermuntern oder solch einen Krieg zu fördern. Wenn Deutschland und seine Verbündeten zur Wiederbergeltung es für nötig erachten, etliche Schiffe mit etlichen hundert Menschen zu versenken, so ist es Amerikas Pflicht, zur Seite zu stehen und keine Art von Hilfe irgendeinem der Kriegführenden zu leisten. Amerika kann immer noch zum Frieden helfen! Es sollte aber nicht behilflich sein, den Krieg weiter zu führen.

Gehe wir den neuesten Schritt Deutschlands, die Verwertung seiner besten Waffe, verurteilen, sollten wir erst die unrechten Handlungen Englands verurteilen.



Das Glück.



Nach Begebenheiten erzählt für die „Abendschule“ von J. T. Müller.

„Die hat nun eben kein Glück mit ihren Kindern!“ Das war das Urteil der Dorfbewohner, wenn sie darüber verhandelten beim Wäschfest am Flusse oder in den winterabendlichen Spinnstunden, oder wo sie gerade zusammenkamen.

So böse war es allerdings nicht gemeint, aber man mußte doch etwas zu sagen haben, und die Unterhaltung geht bekanntlich am flottessten, wenn es sich um Personen handelt, die nicht zugegen sind. Und sie war nie zugegen! Sie wohnte mit ihrem Manne am Ende des Dorfes, und die beiden hielten sich von den andern gesondert fern. Sonntags sah man sie wohl in der Kirche, wo sie nie fehlten, und auch hier und da auf dem Markte, wenn es galt, Einkäufe zu besorgen.

Aber wunderbar mysteriös ging's mit ihnen zu, und das gab immer von neuem Anlaß zum Klatsch. Besonders weil sie doch eigentlich nicht zum Dorfe gehörten! Sie waren ja Ginzukömmlinge, allerdings nicht wie die gewöhnliche Sorte, die der Gemeinde schließlich zur Last fielen. Der Mann hatte Geld, denn er kaufte sich gleich nach der Ankunft das Endhäuschen mit dem schönen großen Garten darum und bezahlte bar, und dann ließ er das Haus

neu anstreichen, schadhafte Stellen ausbessern und den Garten in Blumen- und Gemüsebeete einteilen, bis sich der Platz ordentlich großstädtisch und bornehm ausnahm. Im nächsten Frühjahr pflanzte er allerlei Bäume, die er aus Dresden bezogen hatte, so ganz nach Ordnung und Methode, daß der früher so unscheinbare Hof recht parfümiert ausah.

„Was wollen die Leute? Und wer sind sie eigentlich?“

Kein Wunder, daß den Dörflern Sehen und Hören verging. Hätten sie nur mit ihnen geredet, sie befragt und zu Rate gezogen! Aber der Mann tat just wie der hohe Graf auf dem nahen Gute, dessen Acker und Felder der ganzen Dorfschaft Arbeit und Verdienst bescherten.

„Gewiß so ein Inzognito!“

„Vielleicht einer, der in Amerika's Heimweh gekriegt!“

Aber der Inkömmling war weder verkappter Graf noch ein Heimgekehrter aus Amerika. Bald meldete er sich just wie ein jeder von ihnen beim Grafen und erhielt bei ihm Arbeit und Anstellung. Nur war er so kolossal verschwiegen und ließ nichts verlauten.

„Dem steckt etwas unter der Deckel!“

Am schlimmsten waren die Dorfweiber; die plagte die Neugierde ganz gewaltig und ließ die Zungen nie zur Ruhe kommen. Mit der Zeit sicherte es aber so leise durch. Ganz sicher war man allerdings nicht, aber es war doch etwas. Sie kamen aus Dresden, wo der Mann lohnenenden Verdienst gehabt hätte; aus Rücksicht gegen seine kränkliche und leidende Frau wäre er mit ihr nach Bergdorf gezogen.

Ob's wahr war? Nun, es ließ sich so an. Faktisch war nicht allzu weit von Bergdorf ein Sanitarium für Lungenleidende, das von hohen Gästen aus der Hauptstadt besucht wurde.

Frau Elisabeth — der Name bürgerte sich schnell ein — sah auch ganz danach aus. Verglichen mit den stämmigen, kräftig-gefügten Dorfweibern, denen die schwere Arbeit auf dem Felde eine männlich-starke Gestalt gegeben hatte, sah sie aus wie eine zierliche Pflanze im üppigen Blumengarten.

„Die paßt sicherlich nicht zu uns!“

„Mit ihrem schwächlichen Körper —“

„und ihrem blassen Gesicht —“

„und den kummervollen Augen!“

„Die ist gewiß so eine Vornehme, die verkehrt geheiratet hat!“

Aber dazu war sie doch zu still und bescheiden.

So verlief die Zeit der Eingewöhnung. Man wurde bekannter und das Thema schließlich langweilig. Aber interessant blieben die Fremden immerhin, und die Waschfeste wurden nicht alle, und die Spinnstuben hörten nicht auf. Und wo die Weiber zusammentamen, mußten sie reden!

„Weißt Du? Gm!“

„Na, was denn?“

„Du, die hat keine Kinder!“

Das ganze Dorf entsetzte sich. Frisches Öl war ins Klatschfeuer gegossen worden, und es brannte lichterloh auf.

„Die ist so eine! Die ist klug!“

Klugsein war für die urwüchsigen Naturmütter etwas Entsetzliches, — so etwa wie der Mund einer Hege mit dem Leibhaftigen. Die Zeit selbst spielte dann den Weibern einen bösen Streich. Zwei Jahre hatten die Neuen im Dorfe gewohnt, da trug es das Gerücht windisch schnell von Haus zu Haus.

„Hast gehört?“

„Na, was?“

„Nun, die hat eins.“

„Was denn?“

„Ein Bube ist's, ein großer, starker Bube.“

Und als die Dorfweiber den üblichen Geburtstagsbesuch machten, richtig, da lag in der Wiege ein munteres, strammes Knäblein und lächelte ihnen so fröhlich entgegen, daß ihnen das Herz weich wurde.

„Die ist doch nicht so eine!“

„Na, ja; wär' auch schlimm.“

Das Bublein wuchs heran; frisch, fröhlich, übermütig und üppig, wie ein Küllen auf fetter Weide. Hier im Waldgebirge sollte es wohl gedeihen.

Drei Jahre wurde es alt; dann lag es unter dem Rasen, und ein kleines Kreuz bezeichnete die Stätte, wo man es hingebettet hatte.

„Gm! So ist es.“

Die Dorfbewohner schüttelten die Köpfe. „So ein gesundes, kräftiges Leben, kugelrund und pausbäckig. Und das muß sterben!“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu —“

„Die Mutter, die verliert ihr Kind,“

Mit der hat's Gott nicht wohl geminnt.“

Es klang fast wie ein Gottesurteil aus dem herben Volksmunde. Aber die Weibmutter hob bald wieder ein kleines Neugeborenes. Ach, es war leblos, und sie legte es in weiße Leinwand, noch ehe es die Mutter sehen durfte, und man trug es still hinaus auf den Gottesacker und begrub es apart. Nur der Lehrer ging mit und sprach das Vaterunser.

Wieder war damit das Urteil gesprochen:

„Die Mutter, die verliert ihr Kind,“

Mit der hat's Gott nicht wohl geminnt!“

„Die hat kein Glück mit ihren Kindern.“

Für ihre Ohren war es allerdings nicht bestimmt, aber so etwas trägt sich weit, und sie hörte es doch. Und es tat ihr so weh, so unaussprechlich weh, daß die Scheidewand noch höher und breiter wurde.

„Was mag sie wohl verbrochen haben, um Gott so zu erzürnen?“

„Die wird keins groß bringen. Die hat kein Glück mit ihren Kindern.“

Und daran gewöhnte man sich.

Zwei Jahre vergingen, und wieder wurde es lebendig in der Wiege. Diesmal war's ein Mädchen, wunderbar schön und zierlich. Und im schönen trauten Endhäuschen herrschte neue Freude.

„Die arme Frau! Sie wird's nicht groß ziehen!“

„Die hat nun einmal kein Glück mit ihren Kindern!“

Trotz alledem wurde Elisabeth größer. Aus den dummen Monaten trat sie in die Gehzeit und aus der Gehzeit in die Sprechjahre und aus den Sprechjahren in die wonnige Frühlingszeit heiteren Kindeslebens.

Die Dorfweiber prophezeiten nach wie vor, und einstweilen auf Hoffnung.

Elisabeth ging zur Schule. Von den andern Dorfkindern stach sie freilich merklich ab. Sie war kleiner, sanfter, zierlicher als die aus groben Fasern gewebten Dorfmadchen. Sie war offenbar der Mutter nachgeschlagen, mit ihrem schwächlichen Körper, dem zarten Teint und den treuen grau-blauen Augen. Nur eins hatte sie der Mutter voraus — Frohsinn! In Elisabeths Adern floß leichtes Blut, und ihren Geist besaßte ein heiterer, fröhlicher Sinn. So wuchs sie heran, immer vergnügt, immer zum Scherz aufgelegt, ein lustwandeln der Schmetterling im Garten und Haus.

Die Dorfweiber schüttelten die Köpfe.

„Ein solches Kind kann nicht gedeihen! Es wird schon kommen.“

„Die hat kein Glück mit ihren Kindern.“

Ungemein zäh war das Dorfvolk, und fest hing es an den einmal gefaßten Meinungen.

Elisabeth wurde konfirmiert. Als sie eingesegnet wurde, legte ihr der ehrwürdige Pfarrer die Hand nachdrücklich aufs Goldhaar, und es klang ein wenig zitternd, als er den Segen sprach: „Habe Gott allewege vor Augen und im Herzen. Es wird dir kein Unheil begegnen, und keine Plage wird sich zu deinen Hüften nahen.“

Die Dorfweiber blickten sich trotz aller Nührung verständnisvoll an und nickten mit den Köpfen. Frau Elisabeth aber faltete die Hände zum Gebet, und auf das Gesangbuch fielen heiße Tränen. Sie fühlte heute so ganz anders als sonst. Das bleiche Gesicht war wie verklärt, und aus den Augen leuchtete es fröhlich. Es war ihr, als fühlte sie Gottes Nähe, und als hätte sie Gottes Stimme gehört: „Dein Kind lebt!“ Und in ihrem Herzen wuchs es mächtig stark, — das Windesrauschen des Geistes, die Stimmung zu Gott, der belebende Odem eines neuen, frischen Glaubens an Gottes Liebe. Wie eine Siegerin, mit Siegesstolz auf dem blassen Antlitz, umarmte sie nach beendeter Feier ihre Tochter und drückte sie so fest ans Mutterherz, daß Elisabeth schier erstickte.

Und die Weiber sahen's und wunderten sich und schüttelten die Köpfe. Elisabeth stand unter den Konfirmanden Nummer eins; sie hatte die Ehre des Tages dabongetragen.

Mutterglück waltete von nun an im schmucken Arbeiterhäuschen am Ausgang des Dorfes, Mutterglück und Mutterliebe; und das Feuer frohen Glücks brannte weiter und erwärmte und erheiterte bis ins Dorf hinein. Frau Elisabeth war jetzt so ganz anders. Sie trat den Dorfweibern näher, ließ sich doch wenigstens hie und da mit ihnen ein und verkehrte mit ihnen.

Und die Dorfweiber wunderten sich und schüttelten die Köpfe! —

Ein leises, anmutiges Abendblitzen leuchtete in das anbrechende Abenddunkel hinein, so heiter und traulich, als sei's vom lieben Gott ein Gruß. Elisabeth war beides Abendglanz und Gottesgruß. Jungfer Sonnenschein nannte sie der alte Postbote, wenn er auf seinem Frühgang durch das Dorf um die Ecke bog und an dem schmucken Arbeiterhause vorbeiging, wo Elisabeth in aller Tagesfrühe im Blumengarten beschäftigt war. Dann lachte ein sonnenhelles Gesicht zu ihm herüber, und ein Morgengruß flog zu ihm hin, so lieblich und klar, wie der wunderbare Blumen Duft von den Beeten. Und manchmal steckte ihm die zarte Mädchenhand einen niedlichen Blumenstrauß an den alten, fadenförmigen Rock, der zu solcher Auszeichnung gar nicht passen wollte. Aber fröhlich zog dann der Alte weiter, während seine Lippen etwas murrten, das sich anhörte wie Gebet und Segen.

„Mein Gotteskind,“ sagte der greise Pfarrer, wenn sie singend zur Christenlehre kam, an der sie sich innerlich vergnügt auch noch nach der Konfirmation gerne beteiligte. Er fand bei ihr, was er bei vielen Dorfkindern so schmerzlich vermisse, — tiefinniges Verständnis für das eine, was nicht tut. „Eine Mariasseele zu Jesu Füßen!“ pflegte er zu sagen.

Zeithetrachtung.

Für die „Abendschule“ von Julius Richter.

Der Frühling zieht wieder ins Land hinein;
Er kann nicht grünen, der Sonnenschein
Ist kalt, und feucht und frostig der Wind,
Die Wolken zieh'n sturmgerissen, geschwind
Hin unter dem farblosen Himmelsgezelt;
Ein Greisengesicht bringt der Lenz auf die Welt!

Dumpf lagert die Zeit sich vor meinem Blick,
Er mag nicht vorwärts, er mag nicht zurück:
Vergang'nes ist blutig in Nacht gehüllt,
Und blutiges Strahlen das Morgenrot füllt;
Die Hölle ist los im Rüzengespinnst,
Die Seele verkauft man um schönen Gelbinst!

Die Welt wird alt und wird reif zum Gericht,
Doch sieht sie es nicht und glaubt es auch nicht;
Sie ist ja so furchtbar klug und geschickt,



Sie will keinen Jügel, kein göttlich Geleit;
Das Ei ist der Henne im eigenen Haus
Um tausend Zeiten im Fortschritt voraus!

Doch lachet nur, Toren, ihr freut euch zu früh.
Ihr schreit wohl laut holt, doch es geht immer hüß!
Der Frühling bezwingt das erstarrende Kalt,
Das Leben verschlingt bald des Todes Gewalt;
Der Menschensohn leitet der Völker Geschick,
Ihr zittert und fallt vor des Heiligen Blick!

Sei stark, meine Seele, still, nicht mehr geklagt!
Warum denn so furchtsam, warum so verzagt?
Und wären der Teufel so viel in der Welt
Wie Sterne am schwarzblauen Himmelsgezelt,
Und spannen sie Rügen, wie Nebel die Nacht,
Wie Sonnenlicht siegt doch die himmlische Macht!

Lisbeth war auch so ganz verschieden von den Dorfmadchen, die bei der schweren Arbeit, die ihnen die Armut frühzeitig auflegte, in der Regel nur auf solche Freuden und Vergnügen bedacht waren, die ihnen eine lärmende Unterhaltung bot. Diese ausgelassene Fröhlichkeit aber widerte sie bei aller Heiterkeit ihres kindlichen Gemüths nur an.

„Sie will besser sein als wir! Sie will bornehm sein; großstädtisch,“ hieß es dann.

Die alten Weiber aber, die für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Natur- und Menschenenerfahrungen ihre eigenen Erklärungen hatten, wußten es besser: „Sollt' mich gar nicht wundern, wenn es noch so mit dem Kinde kommt!“ Und dann schüttelten sie die Köpfe und wunderten sich.

Es war ihnen vielleicht zum Trost und Spott! Genug, in der alten Wiege, die Frau Elisabeth nun schon jahrelang im Dachstuhlchen verwahrt hatte, wurde es wieder lebendig, und darin lag zur großen Freude Lisbeths ein kleines Brüderchen, und das schrie aus vollem Halse und strampelte so kräftig mit Händen und Beinen, als müßte es auf Kommando exerzieren.

Die Dorfweiber hielten ihren Atem an, und es wurde bei ihnen stille wie vorm Sturm. Unter der ruhigen Oberfläche aber gärte es weiter und setzte seinen Kurs ununterbrochen fort.

„Wir werden schon sehen,“ meinten sie. Doch die Zeit verging, und der kleine Friß wuchs heran. Aber doch so ganz verschieden von Lisbeth, stramm und stark und robust, das reinste Ebenbild des Vaters. Derselbe geistige, kräftige Körperbau, die breiten Schultern, die tiefe, weite Brust, der runde Kopf mit dem schwarzen Haar und den blühenden Augen. Nur der Schall saß darin, ob heiter oder ernst, und wenn er böse wurde, blühte aus ihnen Trost und Mut.

Friß war ein Volkskind, ein echtes Dorfkind, der Windestrich zwischen dem Dorfe und dem Arbeiterhäuschen. Er spielte vorzugsweise mit den wildesten Dorfknaben, wälzte sich mit ihnen im tiefsten Dreck, balgte sich mit den stärksten und kameradschaftete mit den unartigsten Rangen. Wildes, ungezügelter Dasein!

Und die Prophezeiungen der Dorfweiber verstummten, lautlos wie das ersterbende Grollen des schwindenden Gewitters.

Und doch nicht? Es kam fast zu unerwartet, selbst für die Dorfweiber. Wie es zugegangen war, weiß man nicht recht, auch heute noch nicht. Der Freitag war entsetzlich heiß gewesen, und die Erntearbeit im vollsten Gange. Wie so oft, ging auch diesmal Lisbeth ihrem heimtörenden Vater entgegen. Weg und Steg waren ihr wohl bekannt, und die Straße zum Gut des Grafen war nicht weit. Aber weder die Mutter noch Lisbeth hatten die kleine Wolke bemerkt, die sich nach und nach im Westen angesammelt hatte. Schleichend wie eine unheimliche Schlange, kam's vom Westen herauf, immer höher und finstlicher.

„Gott sei Dank! Die Männer können nicht mehr weit entfernt sein! Sie werden's noch machen.“

Unerwartet schnell und heftig brach der Sturm los und mit wilder Furie. Strahl an Strahl zuckten die Blitze aus den nahe

über dem Dorfe lagernden Wolken, und der Donner grollte unaufhörlich. Die Weiber und Kinder suchten in ihren Häusern Schutz und beschützten ihre Seelen dem, der auf den Wolken thront. Drei Stunden lang dauerte das Gewitter an, dann verzog es sich wie ein grollendes Untier über die Berge.

Bis auf die Haut durchnäßt, aber immerhin mit gesundem Leib und in fröhlicher Stimmung kehrten die Arbeiter heim.

Lisbeth fehlte und ihr Vater! Am nächsten Morgen fand man sie unter einer riesigen Eiche — tot. Ein Blitzschlag hatte den Baum teilweise zertrümmert, und ringsumher lagen Aeste und Blätter, und darunter, wie unter einer hüllenden Decke, fanden sie Vater und Tochter.

Man trug sie nach Hause, still und feierlich, wie's sich eben schickte und zum guten Ton gehörte, aber auch mit reger Teilnahme, denn das Unglück hatte auf die Dörfler einen tiefen Eindruck gemacht.

Scheinbar nicht auf Frau Elisabeth. Teilnahmslos hatte sie die Trauerkunde vernommen, und so empfing sie jetzt die Schar, die in stiller Trauer Tochter und Vater auf der Bahre trugen.

Die Dörfler erstaunten über ihre eiserne Ruhe und Festigkeit.

„Bitte, tragen sie die Leichen in die gute Stube!“

Schweigend und ernst wurde der Befehl vollzogen.

Man richtete die Leichen her, so gut es ging und man es im Dorfe verstand. Sie ließ alles geschehen, ohne Wort und ohne Klage. Manche Nachbarin hatte ein Trostwort oder eine Beileidsbezeugung auf der Zunge, aber das Wort erstarrte auf den Lippen, und langsam schlichen sie sich davon, bis auf einige der nächsten Nachbarinnen.

„Wenn Sie fertig sind, dann gehen Sie, bitte, nach Hause; ich möchte allein sein.“

Die Nachbarinnen schüttelten die Köpfe und gingen.

Frau Elisabeth war allein mit den Toten. Durch die leise geschlossene Tür kam Friß herein, als fürchtete er sich.

„Mama, darf ich nach Nachbars gehen und dort über Nacht bleiben? Heinrich hat's gesagt.“

Die Mutter sann einen Augenblick; dann sagte sie still und ruhig: „Ja, geh nur, Friß!“

Es mußte sie doch berührt haben, daß Friß sich so eilig davon machte, aber sie sagte nichts. Und dann wurde es im Zimmer still, totenstill. An der Wand tickte die alte Ruckuhr, über die sich der kleine Friß so oft gefreut hatte, bedächtig und solenn tick-tack, tick-tack, als müßte sie die Begleitung spielen zur stillen Feier. So verging Stunde um Stunde, und draußen wurde es finstler; aber immer noch saß die arme Frau da und stützte den Kopf in die Hand und stierte vor sich hin und sagte nichts.

Im Wirtshaus saßen mittlerweile die Männer und tranken ihre Gläser leer. Sie sprachen wenig, denn das Unglück hatte sie schmerzlich berührt. Noch wenige Stunden zuvor waren sie mit ihrem Arbeitsgenossen zusammengewesen, und er hatte, wie immer, still und schweigend sein Tagwerk verrichtet. Sie waren es so gewohnt geworden und trugen es ihm nicht nach. Er hatte sich wenig Freunde gemacht, aber auch keine Feinde, und das eine wog das

andere auf. Niemand hatte es sich ahnen lassen, daß es so kommen sollte. Schuld daran war eigentlich der Graf. Der hatte den Arbeiter zurückbehalten mit der Bitte: „Habe noch 'ne kleine Arbeit für Sie im Garten. Dauert nur 'ne Minute.“

Nur eine Minute, aber sie wurde ihm verberblich. Die andern waren auf dem Heimwege, als der Sturm losbrach, und fanden Schutz in einer Steinhöhle; ihn überraschte das Ungewitter mitten im Walde, — ihn und seine Tochter.

Und auch die Weiber redeten davon im Flüsterton, aber in desto größerer Aufregung.

„Nun ist es doch so gekommen!“

„Hab' ich's nicht gesagt?“

„Und wie sie sich jetzt anstellt!“

„Die Arme!“

So flüsterten sie miteinander bis in die Nacht hinein.

Währenddessen saß Frau Elisabeth allein und einsam im Totenzimmer, ohne Furcht und ohne Tränen. Sie ahnte, was die Weiber jetzt sagen würden. Sie hatten's immer gesagt und würden es nun erst recht sagen:

„Die Mutter, die verliert ihr Kind,

Mit der hat's Gott nicht wohl gemeint.“

Es lag auf ihr wie eine bleierne Last, gräßlich schwer und finster, wie draußen die Nacht. Bibel und Gesangbuch lagen auf dem Tische, unbenutzt und ungeöffnet. Früher, ja, da las sie viel darin, morgens und abends, und der Einband war locker geworden und die Blätter gelb und weiß. Jetzt, nun ja, es mußte wohl so sein! Sie hatte kein Glück mit ihren Kindern! Gott gönnte es ihr nicht!

In den Särgen lagen ihre Lieben, und da lagen auch Glaube, Hoffnung, Liebe zu Gott und zum Leben. Vor ihr tat sich ein Abgrund auf, tief, dumpf, schrecklich — der Abgrund der Verzweiflung, und dahinein blickte sie die ganze Nacht mit stierem Blicke und sann und sann und sann. Ahtzehn Jahre lang hatte sie in Bergdorf mit ihrem Manne gelebt, glücklich im schönen Heim, abgeschossen wie sie es gewollt, ganz für ihr Heim. Ein Mißschlag, und alles war dahin: Glück, Segen, Hoffnung, Glaube!

Mit der Morgenämmerung erwachte sie aus ihrem Trübsinn, kleidete sich sonntäglich an, kochte Kaffee und bereitete ein spärliches Frühstück. Die Arbeit war bald getan, und das Maß schnell beendet. Dann trat sie noch einmal ins Totenzimmer und blickte lange auf die, die nun ihren letzten Schlaf schliefen.

„Behüt' Dich Gott, lieber, teurer Mann!“ Sie war den Gruß so gewohnt geworden, daß sie nicht merkte, wie wenig er jetzt paßte. „Du hast Dich der armen, verlassenen, kranken Waise angenommen, hast ihr Frauenglück gegönnt, hast treulich für sie gesorgt, hast für sie die Dir so liebgeordnete Großstadt verlassen, mit besserem Verdienst und versprechenderer Zukunft, hast mit ihr in dem kleinen Bergdorf Freude und Leid geteilt und würdest ihr nie ungeduldig und hast alle ihre Schwächen getragen. Du hast viel für sie geopfert. Gott gebe Dir im Himmel viel, sehr viel!“

Langsam und leise drückte sie einen letzten Kuß auf die bleichen Lippen des Toten und deckte den Sarg zu.

Bei Elisabeth weckte sie noch länger. Noch einmal glättete sie ihr das Kleid, streichelte die langen goldenen Locken zurück, holte aus der Truhe ihren Konfirmandenschnuck, das Halsband, den Haarfranz, den goldenen Ring, ordnete alles recht, legte der Toten ihr Gesangbuch in die Hand und befestigte dann um Kopf und Brust Blume an Blume, wie einen schönen Rahmen um ein liebliches Bild. Sie wollte sich abwenden, aber es zog sie immer wieder an, das süße Engelsbild, das ihr im Leben so viel bedeutet hatte. Immer wieder küßte sie das bleiche Gesicht der Tochter und drückte die kalte Hand.

„Es nützt ja doch nichts!“ Noch einen letzten Kuß, und dann deckte sie auch den Sarg zu, setzte sich auf einen Stuhl daneben und wartete so, bis die Dorfbewohner kämen, um sie zur Ruhe zu betten.

Wegen der drückenden Zuliebe sollte die Leichenfeierlichkeit gleich am Morgen abgehalten werden, und so war ihre Wartezeit nicht lang. Zur verabredeten Stunde versammelte sich das Dorf um das schmucke Häuschen; starke Arbeiterhände hoben die Bahre des Mannes empor, während sechs Jünglinge Elisabeth zur letzten Ruhe trugen. Ein langes Gefolge bildete den Trauerzug, und aus den Reihen vernahm man viel Klagen und Weinen.

Nur Frau Elisabeth folgte den Särgen, als hätte das Ganze für sie kein besonderes Interesse; ihr Mund blieb auch jetzt noch starr

und stumm, und aus dem brennenden Auge floß keine kindernde Träne. Gleichgültig fast hörte sie den Gesang der Schuljugend, die Predigt des Pfarrers und das Sterbelied der Gemeinde. Es war ihr wohl, als die Feier zu Ende war und sie heimkehren durfte. Die liebenden Worte der Nachbarinnen, sowie der tröstende Zuspruch des Pfarrers fielen auf harten Boden.

„Bitte, lassen Sie mich gehen!“ Damit wandte sie sich ab, den Kopf zur Erde geneigt, die Lippen fest zusammengeklappt und die Züge krampfhaft trotzig gespannt.

Man ließ sie gehen, mit stummem Kopfschütteln und tiefem Mitleid im Herzen. Hier hatte Gott geredet, meinte man, und Gottes Urteil war gesprochen:

„Die Mutter, die verliert ihr Kind,

Mit der hat's Gott nicht wohl gemeint.“

„Sie hat nun eben kein Glück mit ihren Kindern!“

Lange Zeit verharrte Frau Elisabeth in ihrem dumpfen, verzweiflungsvollen Starrsinn. Der Schlag war zu heftig gewesen, zu unerwartet, zu niedererschmetternd. Er hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung, — das Herz verhärtete sich, der Nervenmechanismus hörte auf zu funktionieren. Das Fundament des Glaubens war zerschmettert, und somit fiel der Bau zusammen. Sie mußte wieder von vorne anfangen, mühsam Stein an Stein sammeln und von neuem bauen.

Und da war nur eins, was äußerlich ihr helfen konnte, — die Liebe, treue aufrichtige Nächstenliebe, und mit der Liebe die Zeit, das probateste aller Mittel. Die Zeit lehrte vergessen, und die Liebe ist erfinderisch, und sie hat tausend Wege zu ihrer Selbsterweisung. In dieser mitleidsvollen, erbarmenden Liebe kamen sie, eine nach der anderen, diese rauhen, ungebildeten Dorfweiber, und mochte auch anfangs Frau Elisabeth kein Wort sagen, so blieben sie doch bei ihr, halfen ihr ungeheißer bei der im Hause zu verrichtenden Arbeit, oder brachten ihre milden Gaben, wie sie die Armut spenden konnte. Blieben sie auch dabei, daß hier die strafende Hand gewaltet hatte; mochte sie den gerechten Herrgott immerhin erzüren haben; vor Menschen, das heißt, in ihren Augen hatte die Witwe genug gelitten und gebüßt. So brachten sie ihr innige Teilnahme und ungeheuchelte Liebe entgegen, und Liebe ist wie guter Same, der immer neue Pflanzen hervorbringt und immer reichere Früchte trägt. Und dann kam auch die greise Frau Pastor, die so wohl zu trösten wußte in dergleichen Stunden, — sie mit den wenigen Worten und der stillen, aber doch laut redenden Tat.

„Frau Elisabeth, lassen Sie sich nicht von ihrem Schmerz übermannen; es gilt gerade jetzt, Ihren Glauben an den göttlichen Heiland zu bewahren und in seiner Erbarmung Trost zu finden.“

„Gegen mich hat er kein Erbarmen erzeigt!“ entgegnete die Angeredete bitter. „Mir hat er alles genommen, was ich hatte, Mann und Kind, mein ganzes Glück. Wie kann man da Glauben bewahren?“

Sie, die ein solches gepreßtes Mutterherz wohl kannte, erwiderte nichts. Sie wußte es nur zu gut, da im murrenden Mutterherzen sah es böse aus, da war nichts als Trost, Trübsinn, Verzweiflung. Es mußte heraus, dieser ganze Wust und Unrat! Die Beule mußte aufgeschnitten und der Eiter entfernt werden, ehe es besser werden konnte.

„Der Anfang ist gemacht worden, Gott wird schon weiter helfen.“

Und die Gelegenheit kam, und das Herz tat sich auf; und dann kamen auch die Tränen und erweichten die harte Kruste, daß das Herz wieder milder wurde.

„Sehen Sie, Frau Pastor, ich will Ihnen alles erzählen. Dann können Sie mich besser verstehen und mein Leid gebührender schätzen. Meine Eltern starben sehr früh, zu früh für mich, die ich von sieben Kindern allein am Leben blieb. Der Vater hatte fleißig gearbeitet, und in Dresden hatten sich die Eltern ein schönes Heim erworben. Doch die Krankheit kam, und alles mußte verkauft werden, um die Unkosten zu bezahlen. Kurz, für mich blieb nichts, und so wanderte ich nach dem Tode der Eltern ins Waisenhaus. Ich will wenig über diese Zeit erzählen, aber ich habe viel erlitten, gräßlich viel. Wenn ich daran zurückdenke, schaudert's mich. O diese Waisenhäuser mit ihren Regeln und Ordnungen und der entsetzlichen Liebesarmut! Ich freute mich, als ich nach vier Jahren das Waisenhaus verlassen durfte, um in einer kinderlosen Familie zu dienen. Aber vom Regen kam ich in die Traufe. Die Selbstsucht hatte mir die Stelle verschafft, die Selbstsucht derer, die vorgeben, mir ein Heim bieten zu wollen. Ich war ja stark und gesund und konnte arbeiten, und

das billig. An schmale Kost hatte man mich im Waisenhaus ge-
wöhnt, und das war ein weiterer Vorteil für meine Herrschaft.
Schularbeit und Hausarbeit und dann Weinen und Schluchzen bis
in die Nacht hinein war in der neuen Stellung mein Los. Nach
der Konfirmation wurde ich aus dem Hause gewiesen. Die Herr-
schaft verzog, und man bedurfte meiner nicht mehr. Wieder in den
Dienst fremder, liebloser Menschen! Wieder die alte schwere Ar-
beit, bis mein Körper zu schwach wurde und man mich entließ.
Was tun? Fabrikarbeit! Zigarettenmachen! Die Arbeit war
leichter und der Verdienst besser, aber welche Abgründe sittlicher
Verworfenheit taten sich vor mir auf! O Frau Pastor, Sie haben
keine Idee davon! Zum Glück begegnete ich Fritz, und aus der
Begegnung wurde eine nähere Bekanntschaft, und diese reifte zur
ehelichen Verbindung. Ich hatte nun, was ich suchte, ein Heim mit
Mutterglück! Unser erstes Kind siechte dahin und starb, und der
Arzt riet mir, die Hauptstadt zu verlassen und irgendwo im Ge-
birge zu wohnen. Fritz gab mir zuliebe nach, verkaufte sein Haus,
gab seine Stellung auf, und wir kamen hierher. Wir hatten ja
immerhin viel verloren, aber doch nicht alles. Hier in Bergdorf
fühlten wir uns doch schließlich heimisch. Und hier wollte ich wohn-
nen, ganz abgeschlossen von der harten, bösen Welt und fremden
Menschen, ganz für meinen Mann, für meine Kinder, in heiliger
Selbstaufopferung für sie. Das war mein Ziel, mein Glück! Sie
wissen, wie es uns erging. Unsere ersten beiden Kinder hier muß-
ten wir ins frühe Grab betten, und was die Dorfweiber, die von
meiner Lebensgeschichte ja nichts wissen, dazu sagten, wissen Sie auch:

Die Mutter, die verliert ihr Kind,

Mit der hat's Gott gar böß verminnt.

Lange trockte ich diesem Dorfgerede. Meine Elisabeth wuchs auf, un-
ser kleiner Fritz wurde uns geboren. Ich meinte, Gott sei mir gnä-
dig geworden und gönne mir mein Glück, — da nimmt er mir alles,
Mann und Tochter, und läßt mich zum Spott werden."

Frau Elisabeth schwieg, aber aus ihren Augen floss ein unauf-
hörlicher Tränenstrom. Da war die Reihe an der Frau Pastor, und
sie erkannte, daß die rechte Stunde gekommen sei. Tief heraus
aus dem Schacht reicher Lebenserfahrungen holte sie das edle Gold
göttlichen Trostes. Sie hatte die Gabe, in solchen Stunden zu reden.

"Meine Liebe, und möchten Sie nicht laufen auf die Erfah-
rung einer Mitschwester, die Ähnliches wie Sie erlitten hat? Sehen
Sie, Sie müssen mir doch sagen, daß Gott Ihnen nicht so ganz un-
gnädig gewesen ist. Viele Waisen in gleicher Lage wie der Ihrigen
sind untergegangen, verkommen, verschollen, ruiniert an Seele und
Leib. Ueber Ihr Leben aber waltete eine liebevolle Gottesvater-
hand! Sie durften Gattin werden eines ehrlichen und nicht unver-

mögenden Mannes. Hier in Bergdorf fanden Sie Kraft und Ge-
sundheit wieder und ein nettes, jahrelang mit reichem Glück be-
günstigtes Heim. Es ist wahr, Gott hat Ihnen Kind und Mann ge-
nommen, aber erst nach langen Jahren. Und bedenken Sie, daß,
wer genommen, auch gegeben hat! Mann und Kind waren Got-
tes Gabe an Sie. O meine teure Mitschwester! Darf ich Ihnen
einmal mein eigenes Herz eröffnen, Ihnen einmal meine eigenen
Erfahrungen anvertrauen? Ueber ein Vierteljahrhundert habe ich
mit meinem Manne gelebt, und unsere tägliche Bitte ging dahin,
daß Gott uns doch nur ein Kind schenken möchte. Und diese Bitte ist
uns nicht gewährt worden. Noch heute ist unsere Wiege leer und
unser Haus einsam. Nur ein Kind, wie Ihr Fritz, und wir wären
zufrieden. Hat Ihnen Gott jetzt auch viel genommen, so hat er
doch auch viel gegeben, ein teures Kind, in dem Sie das Andenken
Ihres Mannes bewahren können."

So sprudelte es aus dem edlen Herzen einer liebevollen Mit-
schwester, so führte sie die gramerfüllte, leidtragende Witwe heraus
aus der Wüste tränenarmer Trübsinn, leise und gelinde, aber doch
fest. Und mit Liebe kettete sie die Verlassene an sich, und die Liebe
erzeugte Vertrauen, und das Vertrauen Hingebung.

Gesetz und Evangelium, Gnade und Recht, diese beiden gehören
zusammen, und beide sind nötig, um einer verirrtten Seele auf die
rechte Bahn zu helfen.

"Und nun, meine Liebe, will ich Ihnen noch mehr sagen! Sie
sind es selbst, die sich unglücklich macht. Sie sprachen vorhin von
Selbstsucht, und Selbstsucht besteht ja darin, daß man sich selbst sucht,
sich selbst dient, sich selbst lebt. Frau Elisabeth, wissen Sie, daß Sie
recht selbstsüchtig geplant haben? Für sich wollten Sie leben, Ihrer
Familie, Ihren Kindern, Ihrem Manne, aber in dem allen doch
eigentlich Ihnen selbst! Und was Ihnen den Verlust so schmerzlich
macht, ist eben, daß er Ihren Plänen zuwider ging, sie vernichtete,
sie zerstörte. Deshalb zürnen Sie Gott! Und Gott hat's doch
recht gut gemeint. Er wollte Sie damit nur lehren, von dem Nege
der Selbstsucht frei zu werden!"

Und Frau Elisabeth? Ein neues Licht ging ihr auf. Sie
lernte das Leben von einem andern Standpunkte aus betrachten.
Selbstsucht, ja, es war wahr! Ihr abgeschlossenes Leben, ihr ängst-
liches Fernhalten von den Dorfbewohnern, ihre ganze Einsam-
keit, — was war's anders als Selbstsucht, Eigendienst? Es wurde
ihr klar: die ungebildeten Weiber hatten doch recht gehabt. Sie
hatte kein Glück mit ihren Kindern, eben weil sie in falschem Glück
ihr Glück suchte. Sie wollte alles für sich haben, Heim und Haus,
Mann und Kind, als Peripherie um das Zentrum ihres eigenen
Ichs. Eins hatte sie nicht gelernt, sich hinzugeben als ein Selbst-

Gott, unser Land behüte!

Für die „Abendschule“ von Frank Frazier.

Gott, unser Land behüte
In dieser bösen Zeit
Durch deine große Güte
Vor allem Krieg und Streit!
Daß herrschen Ruß' und Frieden
In unserm lieben Staat
Und leite uns hienieden
Auf deines Wortes Pfad.

Wir sind gar schwache Menschen
Und taugen nichts ohn' dich;
Drum bitten wir von Herzen:
Schenk' uns die Zubersticht,
Daß wir in allen Nöten
Getrost, mit gutem Mut,
Stets zu dir fleh'n und beten:
Nimm uns in deine Gut!

Erhalte uns die Gaben
Geerbt von Luthers Hand,
Daran wir all' uns laben
In jedem Ort und Stand.



Hilf, daß uns bleib' beschieden
Die Freiheit und das Recht;
Daß Kirch' und Staat geschieden,
Und wir sei'n deine Knecht'.

Der Obrigkeit verleihe
Stets Weisheit und Verstand,
Daß sie mit Schutz erfreue
Das liebe Vaterland.
Mit deiner großen Stärke
Sei du ihr rechter Schutz
Und gib, daß ihre Werke
Nur stiften Fried' und Ruh.

Herr, leh' uns recht erkennen,
Daß wir aus deiner Gnad'
Uns Jesu Jünger nennen
In einem freien Staat.
Vergib uns unsre Sünden
Durch Christi Blut und Tod
Und laß uns Rettung finden
In aller Angst und Not.

opfer im Dienste Gottes und ihrer Mitmenschen. Ihr ganzes Leben war nur Selbstdienst. Darum war ihr Schmerz so heftig; sie hatte es nicht verstanden, sich und alles, was sie hatte, Gott zu geben, Gott zu weihen, zu seinem und seiner Kinder Dienst.

So dämmerte die Nacht zum Morgen, und der Morgen wurde zum Tag, und der Tag erstrahlte zum Mittagsglanz.

„Noch eins, meine Liebel! Meine alte englische Lehrerin pflegte zu sagen: 'Happiness consists not in what we achieve, but in what we renounce and sacrifice in the service of God and our fellow men.' Das ist schön gesagt. Das reine Glück wurzelt im Gottesdienst, und von da weiter im Dienste unserer Mitmenschen.“

Die Saat fiel auf guten Boden, nicht alsbald, aber doch nach und nach. Und immer mehr erkannte Frau Elisabeth, wie schließlich nichts als Selbstsucht ihr ganzes bisheriges Leben beherrscht hatte. Es sollte nun anders werden. Selbstaufopferung sollte ihre Lösung sein, im Dienste Gottes und der Armen.

„Mein Leben war verfehlt, es fehlte die Liebe!“ sagte sie. Allerdings mußte diese Liebe geläutert werden, aber Bibel, Predigt und Gesangbuch bedeuteten ihr jetzt viel tausendmal mehr als früher. Und was ihr fehlte, wurde durch Privatgespräche mit lieben Leuten, mit denen sie nun regelmäßig verkehrte, ersetzt, gestärkt, bekräftigt. Hinter den Wolken trüber Erfahrungen leuchtet die Liebe, die es gut mit uns Menschen meint, auch wenn sie Kreuz auflegt, und sie bedient sich allerlei Mittel, auch wenn diese dem Fleische nicht gefallen. Das lernte sie, erst in kurzen Sähen und dann in längeren Abschnitten, bis die Lektion harrte. Und je mehr sie es lernte, desto gesegneter wurde ihr Wirken. Sie hatte viel freie Zeit für sich, aber im Dienste erbarmender Liebe gab es viel zu tun, an den Kindern des Dorfes, den Kranken, den Müttern, den Armen.

Jahrelang hatte sie sich ängstlich von den Dorfbewohnern ferngehalten, um nicht mit ihnen auf gleich tiefe Stufe herabzusinken; daß auch das andere möglich wäre, nämlich die Mitmenschen zu heben, zu bessern, daran hatte sie nicht gedacht. Jetzt wußte sie es und lernte es immer besser. Und wenn sie dann die Mütter und Mädchen des Dorfes um sich gesammelt hatte, sie unterrichtete im Nähen, in der Handarbeit oder anderen nützlichen Beschäftigungen, oder ihnen aus guten Büchern vorlas, und wenn dann die treuen, ertüchtigen Dorfweiber ihr freundlich entgegenkamen, sich bemühten, das Neue zu lernen und in der Praxis zu verwenden, so fühlte sie etwas in ihrem Herzen, was sie zuvor nie gefühlt hatte, auch nicht in den glücklichsten Stunden ihres Lebens. Es war die gesegnete Frucht ausgestreuter Liebe, Liebe, die Liebe eintrübt und Glück schafft.

Liebe und Glück säte sie, und Glück und Liebe erntete sie. Der Graf bot ihr eine Pension auf Lebenszeit an, die Gemeinde ließ es sich nicht nehmen, ihr die übliche Wittwensteuer zu zahlen, und die Liebe dankbarer Mitmenschen spendete Gabe um Gabe. Sie hatte viel verloren, — viele, die ihr so nahe gestanden hatten, aber es wurde ihr alles wiedergegeben, im reichsten Maße, Eltern und Geschwister und Kinder, ein unaufhörlicher Strom unablässiger Gengenschenkungen floss über sie zurück. Und die Zeit knüpfte das Band fester und verlieh ihm Kraft und Klarheit. Sie war „unsere Frau Elisabeth“, und weit über die Grenze des Dorfbereichs verbreitete sich ihr Name und Ruhm.

Und Friß war „unser Friß“! Er hatte nur sein Mütterchen, aber doch viele Mütter; er war das einsame Waisenkind und hatte doch viele Brüder und Schwestern. Für und Haus standen ihm überall und jederzeit offen. Er wurde groß und stark und nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und Menschen. Der Tag der Konfirmation rückte heran, und er stand, wie damals Elisabeth, an erster Stelle. Der greise Pfarrer legte auch ihm seine Hand auf sein schwarzes Lockenhaar und segnete ihn ein: „Habe Gott allezeit vor Augen und im Herzen.“

Und wieder ließen der guten Frau Elisabeth die Tränen aus den Augen, aber doch anders wie damals, und viele Schwestern weinten mit ihr. Jetzt hieß es nicht mehr: „Sie hat kein Glück mit ihren Kindern.“ Das war vergessen; an dessen Stelle trat das Gebet: „Gott segne sie!“

Am Abend kamen die Pastorenleute zum Abendbrot; das hatte sie so gewollt, und die Einladung kam dem Pfarrer gerade recht. Er hatte eine Bitte, und diese wurde noch vor Tisch abgefertigt.

„Mutter Elisabeth, ich hätte eine Bitte an Sie!“

„Gewiß, wenn ich sie gewähren kann.“

„Wenn es aber eine recht große ist?“

„Nun wohl! denn, in Gottes Namen!“

„Mutter Elisabeth, können Sie geben, hergeben?“

Die Frau schlug ihre Augen nieder, etwas beschämt, als wollte sie sagen: „Einst konnte ich es nicht.“

„Nun, um zum Ziele zu kommen! Mutter Elisabeth, können Sie ihrem Gott geben — das Liebste und Beste, was Sie haben?“

Die Witwe stammelte ein kaum hörbares Ja, obwohl sie noch immer nicht recht verstand, was ihr Seelsorger wollte.

„Nun denn; können Sie dem lieben Gott Ihren Friß schenken, damit er ihm diene in seinem Reiche als Prediger oder Missionar?“

Die Mutter blickte ihren Sohn an. „Mein Friß, mein Herzensfriß, willst Du? Willst Du einmal Pastor werden?“

Friß eilte auf die Mutter zu und schlang seine Arme um ihren Hals. „Ja, Mutter, so gerne!“

Dann setzten sie sich hin und aßen fröhlich das Freudenmahl, und Jesus war bei ihnen zu Gast, und in den Herzen brannte das Feuer des Geistes, der Liebe und des Glücks.

Friß zog aufs Gymnasium in Dresden. Die Zeit verging wie immer und überall und brachte mit sich Böses und Gutes, in Dresden und Bergdorf. Aber mochten auch die Winde wehen und die Stürme über das Häuschen der Witwe im Bergflecken blasen, die Flamme des Glücks verlösch nicht, und die Liebe wurde nicht alt.

„Dresden ist so schön und bietet viele Vorteile, aber hier bei Dir, Mütterchen, in Bergdorf ist's wie der Himmel auf Erden, und trete ich unter die Leute, so ist's mir, als wären sie alle nur eine große, liebe Familie, und die Alten wären meine Väter und die Jungen meine Brüder.“

Und bei den Bergdorfern hieß es: „Er ist noch immer unser alter Friß, so demütig und bescheiden wie immer. Gelt, unser Friß tut uns große Ehre an!“

Frau Elisabeth wurde älter, ihr Haar wurde schneeweiß, und ihre Züge nahmen den ehrwürdigen Ausdruck an, der sich bei alten Männern und Frauen findet, in deren Herzen Liebe und Glück herrschen.

Friß studierte jetzt eifrig Theologie in Leipzig. Noch wenige Semester, und dann kam das Examen, dann das Lizentiat, dann die letzte Prüfung und dann das Vikariat.

Es sollte anders kommen. Ueber Deutschlands Gauen zog die schwarze Gewitterwolke des Kriegs. Im fernen Oesterreich fiel der Thronerbe durch Mörderhand. Rußlands gewaltige Heermassen rüfteten sich und belagerten Germaniens Grenzen. Im Westen heulte das kückische Gallien Rebache, und das persische Abion stachelte die glimmende Glut zur lichterlohen Feuerflamme. Wie eine Meute Wölfe, voller List und Tücken, erhoben sich Deutschlands Feinde und nahen sich drohend von allen Seiten, um das heilige Reich deutscher Nation, die Hochburg edler Bildung und Zivilisation, zu stürzen. Ein Schrei des Entsetzens, nicht der Furcht, wohl aber des teutonischen Grimms zog durch die Länder des Vaterlands. Der Kaiser rief seine Paladine und Mannen, und sie kamen in hellen Haufen, mit dem Schwerte in der Hand und deutschem Mute im ritterlichen Herzen.

Unbergeßlich wird es der Nachwelt bleiben, — dieser unergleichliche Mut der Heldenjöhne Germaniens, wie sie in banger Stunde sich versammelten, um die Heiligtümer des geliebten Reiches, Mann an Mann, reich und arm, hoch und niedrig, ohne Rangunterschied und Kastenseparation, Prinzenjöhne und Arbeiterjöhne, die Freiheit des Vaterlandes zu bewahren: Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen, Mecklenburger, Hannoveraner, und wie sie alle heißen, so ganz verschieden nach Charakter und Beruf, aber einig in der Vaterlandsliebe und im heiligen Mute. Der Ruf an das Volk war nicht vergeblich. Deutschlands Söhne hörten ihn und eilten zur Fahne.

Auch Friß hörte ihn, und die Feder fiel aus der Hand. Freiwillige melden sich! Das war genug. Unentartet erschien er in Bergdorf, vor seinem geistlichen Vater, der kühne, mutige Heldenjüngling vor dem müden Heldengreife.

„Ich komme mit einer Witte; ich möchte mit in den Krieg!“

„Friß,“ mahnte der ernst; „willst Du das Schwert des Geistes mit dem des Fleisches vertauschen? Willst Du Deinem Berufe untreu werden?“

Friß schwieg; aber zwei mächtige Argumente leuchteten aus

seinen Augen über die geröteten Wangen hinab. Die sah der Pfarrer und blickte ihn nachdenklich an. Er legte dem Studenten die Hand auf die Schulter und sagte: „Fritz, ruft Dich Dein Gewissen? Ist's Dir, als solltest Du dem Rufe des Kaisers und des Reichs folgen?“

„Ja, Vater, ich möchte so gerne!“

„Und wenn es in den Tod ginge?“

„Christus ist mein Leben; und Sterben ist mein Gewinn.“

Da umarmte ihn der Pastor und küßte ihn. „So gehe mit Gott, mein Sohn; und Jesus sei Dir Steden und Stab, und kehre zurück mit reinem Herzen und unbeflecktem Gewissen und mit — dem Eisernen Kreuz. Ich hatte es erwartet, daß Du gehst.“

Und dann ging's zur Mutter. Der Pfarrer trat zuerst ins Haus.

„Mutter Elisabeth, ich komme zu Ihnen mit einer Bitte.“

„Wohlan, in Gottes Namen.“

„Es ist die Bitte des Kaisers, des Reichs, des Vaterlandes. Können Sie hergeben, opfern, das Liebste und Beste?“

Aber schon stürmte Fritz herein, des langen Harrens ungeduldig und müde.

„Mutter, darf ich mit in den Krieg? Mit unserer Studentenverbindung? Mit in den Krieg?“

Lange sah die Mutter auf ihren Sohn; die Erfüllung der Bitte wurde ihr schwer.

„Fritz, mein Sohn,“ sagte sie langsam; „ich habe Dich schon weggegeben, Gott und seinem Reiche.“

„Aber, Mutter, es dauert nicht lange, und ich kehre zurück und diene Gott in seinem Reiche mein Lebenlang.“

In den Augen der Mutter sammelten sich Tränen. „Fritz,“ sagte sie weinend; „alle meine Kinder hat mir Gott genommen, in Gnaden und Liebe. Dich allein hat er mir gelassen. Fritz, ich habe so eine Ahnung. Wir werden uns nicht wiedersehen, wenn Du gehst. Aber in Gottes Namen. Der Obrigkeit Ruf ist Gottes Ruf. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Gott habe ich Dir geschenkt. Nun denn mit Gott für Kaiser und Vaterland!“

Die Augen des Sohnes glühten vor Helldemut. So, in tiefer Wallung, fiel er der teuren Mutter um den Hals, und sie barg ihr greises Haupt an seiner Brust.

„Fritz, mein lieber Fritz! Einst hätte ich Dich nicht hergeben können. Einst hätte ich Dich für mich allein gewollt. Aber ich habe

es gelernt, freiwillig herzugeben in heißer Liebe zu Gott. Fritz, geh mit Gott und mach Deinem Vaterlande keine Schande.“

Das war der Abschied eines deutschen Sohnes von einer deutschen Mutter, und das einer deutschen Mutter Gabe an das Vaterland. Glückliches Land, das solche Mütter und solche Söhne hat!

Fritz zog nicht allein aus. Bergdorf spendete seine Gaben, die Erstlingsfrüchte für das Vaterland. Als Brüder zogen sie aus, unter Weinen und Wehklagen, aber doch fröhlich und unverzagt. Und sie zogen weiter, in Feindesland hinein, durch Belgien nach Frankreich. Kurze Feldpostbriefe brachten den Lieben daheim fröhliche Botschaft. Dann schwiegen sie. An der Marne ging's blutig zu. Da floß edles deutsches Helldenblut.

Die Saat war gesät! Ein kurzes amtliches Schreiben an Witwe Elisabeth Forster lautete: „Ihr Sohn im Gefecht bei — schwer verwundet. Befindet sich im Lazarett zu —.“

Es dauerte nicht lange, und der Postbote trug eine zweite Depesche von der Bahnstation in das stille Bergdorf. Kurz, faßlich, amtlich besagte sie: „An Frau Elisabeth Forster: Ihr Sohn seinen Wunden erlegen. Starb Helldent. Von seinen Kampfgenossen verehrt, seinen Vorgesetzten rühmlich empfohlen. Eisernes Kreuz II. Klasse. Bitte um weitere Instruktionen.“ —

Man brachte ihn nach Bergdorf. Drei Stunden Wegs trugen sie ihn von der Bahnstation ins ferne Bergdorf, über Berg und Tal, in Schichten von je sechs Männern, so daß alle männlichen Bewohner des Dorfes der Ehre, einen Helldenbruder zur letzten Ruhe zu tragen, teilhaftig wurden.

Sein Leichenbegängnis wurde zur Festfeier. Noch im Lode blieb er „unser Fritz“.

Man bettete ihn neben Elisabeth. Dort hatte er sich die Ruhestätte erbeten.

Lange verweilte die Trauerschar an dem stillen Orte. Dann zogen sie heim, still und weinend, wie sie ausgezogen waren, Frau Elisabeth voran, an dem Arme ihrer Freundin, der Frau Pastor.

Tiefe Trauer malte sich in ihrem Antlitz ab, und ihre Augen waren tränenreicher. Aber doch leuchtete etwas in dem verwiterten Gesicht der greisen Witwe wie der helle Sonnenschein im Mittagsglance. Es war das Glück einer tiefedlen Seele, das sonnenhelle Glück liebevollen Hergebens und glaubenvollen Hingebens für Gott und Vaterland.

Und ihre Schwestern beneideten sie darum.

Hungernöte.

In den Vereinigten Staaten ist Hungersnot bis jetzt eine unbekannte Erscheinung gewesen. Dagegen hat es in der Alten Welt Hungersnot häufig gegeben.

Schon im Jahre 879 nach Christo wurde die damals bekannte Welt von einer allgemeinen Hungersnot heimgesucht und wieder im Jahre 1162. Seit dem elften Jahrhundert sind in Europa 160 Hungersnöte verzeichnet worden, und zwar 57 in England, 36 in Italien, 34 in Irland, 12 in Schottland, 11 in Deutschland und 10 in Frankreich. Die schwerste Hungersnot, welche Deutschland erdulden mußte, hatte es zu Ende des Dreißigjährigen Krieges. Aber es wurden dort zu verschiedenen Zeiten sehr schwere Hungersnöte berichtet, so in den Jahren 795, 850, 868, 873, 990, 1100, 1187, wobei es zu den größten Barbareien kam, und im Jahre 1125 soll die Hälfte der Bewohner Deutschlands durch Hunger umgekommen sein.

Die erste in der Geschichte erwähnte Hungersnot ist die von Rom im Jahre 436 vor Christo. Damals sprangen Hunderte von Menschen in den Tiber und ertränkten sich, um den Hungerqualen zu entgehen. Die meisten und verlustreichsten Hungersnöte hat aber Indien gehabt, doch forderten auch die Heimsuchungen Irlands außerordentlich schwere Opfer.

Als die schlimmsten Hungersnöte älterer Zeit werden folgende aufgezählt: 941, 1022 und 1033 in Indien (im letztgenannten Jahre wurden ganze Provinzen entvölkert und die Menschen durch den Hunger zum Kannibalsmus getrieben); 1016 in Europa; 1064—1072 in Aegypten; 1148—1159 in Indien, 1344—1345 in Indien (die Not war so groß, daß selbst der Mogul nichts für seinen Haushalt erhalten konnte); 1396—1407 in Indien, 1586 in England; 1661 in Indien (im ganzen Jahre fiel kein Tropfen Regen); 1769—1770 in Bengalen, als 10,000,000 Menschen verhungerten, 1783 in Indien, 1790—1792 die Doji Wara (Schädel-) Hungers-

not in Indien, bei welcher die Leute so massenhaft starben, daß sie nicht begraben werden konnten.

Muß der neueren Zeit weiß man Einzelheiten über die große Hungersnot, die 1770 Frankreich heimsuchte und 48,000 Opfer forderte. In Irland erlagen von 1816—1817 137,000 Menschen dem Hunger und von 1846—1847 gar 1,009,000. Die große Hungersnot, die 1866 Indien heimsuchte, forderte rund 1,500,000 Opfer. Im Jahre 1877 wurde Indien abermals heimgesucht, und 500,000 Menschen starben Hungers. Nahezu 10,000,000 Opfer forderte die Hungersnot, die 1878 über China kam. Das Land der chronischen Hungersnöte ist aber in unserer Zeit doch Rußland. Die Hauptursache ist dort, wie meistens überall, Mißernte, entweder infolge zu anhaltender Dürre oder zu viel Regens. Doch auch Erdbeben, Ueberschwemmungen, Sturmverwüstungen, große Feuererbrünste können eine räumlich begrenzte Hungersnot zur Folge haben.

In den modernen Kulturländern sollten allgemeine Hungersnöte wegen der vielfachen Verkehrsmöglichkeiten von einem Lande zum andern wenigstens im Frieden unmöglich sein; aber unser eigenes Land ist eben in diesen Tagen Beweis dafür, daß durch eine falsche Ausfuhrpolitik in Verbindung mit wilden Spekulationen auch in einem von Natur reich gesegneten Lande Notstände erzeugt werden können, die zweite Kreise der Bevölkerung schwer in Mitleidenhaft ziehen. Besonders günstige Vorbedingungen für eine Hungersnot schafft der Krieg mit seinen vielen Verwüstungen, seinem Massenverbrauch an Arbeitskräften und seinen Absperrungen.

Der Hunger ist auch wiederholt eine sehr wirksame Kriegswaffe gewesen. Manche gut verteidigte Festung hat er zu Fall gebracht und dadurch wichtige Entscheidungen herbeigeführt. Mit dieser Waffe gedachte England Deutschland zu besiegen, nun bringt

Deutschland sie gegen England in Anwendung, augenscheinlich mit durchschlagendem Erfolge. Wenn der Krieg aber noch lange dauert, können für viele Länder Europas seine Nachwehen noch in Hungers-

nöten bestehen, und wer bürgt dafür, daß Amerika, wenn es seine Nahrungsausfuhr nicht beschränkt oder gar noch selbst in den Krieg sich stürzt, nicht einen leeren Brotkorb zu erwarten hat?

Natur und Wissen.

Der Erfinder des Holzpapiers, Friedrich Gottlob Keller, wurde vor hundert Jahren zu Gaißichen in Sachsen geboren. Er war ein armer Weber, der eines Tages in einer Zeitung einen Artikel über die damals herrschende allgemeine Papiernot las. Dies brachte ihn auf den Gedanken, Papier statt, wie damals noch allgemein üblich, aus Lumpen, aus Holzfasern herzustellen. Die genauere Untersuchung der aus Holzstoffen künstlich aufgebauten Wespennester gab ihm zuerst eine Anregung, die er in rastlosem Fleiße weiter verfolgte. Mittels eines einfachen Schleifsteins begann er kleine Holzklötzchen zu schleifen und formte das im Wasser des Schleiffastens sich ansammelnde Holzpulver zu einem dicken Brei, den er preßte und trocknete. Auf diese Weise gelang es ihm, im Jahre 1839 das erste Stück Holzpapier herzustellen, das den Grund zu der gewaltigen Papierindustrie legte, die heute alljährlich so ungeheure Mengen Holz zu Papier verarbeitet. Leider hat Gottlob Keller das Los so vieler Erfinder teilen müssen: es fehlte ihm an Mitteln, sein Patent gewinnbringend auszunützen, und so hatte er das Unglück, zu sehen zu müssen, wie andere mit seiner Erfindung Millionäre wurden. Im Jahre 1895 ist er in Krippen bei Schandau gestorben, nachdem ihm durch freiwillige Spenden der großen Papierfabrikanten wenigstens ein sorgenfreies Alter beschieden war. Am 9. Oktober 1908 wurde dem armen Weber auf dem Gellertplatz zu Gaißichen ein Denkmal errichtet.

Die technischen Schulen in der Türkei sind jetzt ganz nach dem Muster der deutschen gewerblichen Fortbildungsschulen gebildet. Die älteste von ihnen, die Jüdische Anstalt für technische Erziehung in Palästina, führt ihren Namen zu Unrecht, denn sie steht Schülern jedes Glaubens offen. Sie wurde kurz vor Kriegsausbruch eröffnet und ist mit den besten Maschinen und Einrichtungen für Tischlerei, Gießerei, Formerei, Schlosserei, Schmiedewerkstatt versehen. Um ihre Einrichtung haben sich die Professoren Schlesinger und Franz von der Technischen Hochschule in Charlottenburg besondere Verdienste erworben. Die Schule ist in Haifa untergebracht. Seither wurden mehrere derartige Schulen unter deutscher Leitung in der Türkei errichtet, so in Damaskus. Sie bildet Maschinenhandwerker, Bauhandwerker und Kunstgewerber aus. Im Lehrplan enthält sie außer den rein gewerblichen Fächern auch Deutsch und Mathematik.

Aluminium, das wir erst seit 1850 kennen, ist höchstwahrscheinlich schon im Altertum bekannt gewesen, denn Plinius, der römische Naturforscher, berichtet, daß ein Metallarbeiter dem Kaiser Tiberius (41 v. Chr. bis 37 n. Chr.) einen Becher zum Geschenk anbot, der weiß wie Silber glänzte und außerordentlich leicht war. Der Kaiser erkundigte sich bei dem Manne, wo dieses seltsame Metall zu finden wäre, und jener erzählte, daß er es aus tonhaltiger Erde hergestellt habe. Gerade der letzt erwähnte Umstand läßt es zur Gewißheit werden, daß jener Becher aus Aluminium bestand. Aus Argwohn, daß das neue Metall das Silber entwerten könnte, ließ Tiberius den Handwerker enthaupten. So erklärt es sich, daß die Erfindung verloren ging.

Das umfangreichste Buch der Welt ist die sogenannte Teufelsbibel in der königlichen Bibliothek zu Stockholm. Das Buch ist 3 Fuß hoch und 1 Fuß 8 Zoll breit und so schwer, daß drei Mann nötig sind, um es aufzuheben. Es besteht aus 309 Seiten aus Pergament, für die 109 Efelshäute verarbeitet wurden. Auf jeder Seite sind zwei Spalten Text in einer kleinen gotischen Schrift mit bunten Anfangsbuchstaben. Der Einband besteht aus zwei massi-

ven, 1½ Zoll dicken Eichenbrettern, die durch Metallgebände verschlossen werden. Das Buch enthält in bunter Folge das Alte und das Neue Testament, hebräische Schriften, die Werke Ibsidors von Sevilla, die Böhmisches Chronik des Kosmos, ein Bußgebet und Verschwörungsformeln zur Heilung von Krankheiten und zur Auffindung von Dieben. Es scheint, daß der erste Teil des Buches im zehnten Jahrhundert, der zweite erst etwa 300 Jahre später in einem böhmischen Kloster in Podsolow geschrieben worden ist. Das Buch wurde 1648 in Prag von dem schwedischen General Königsmark erobert; sein Name ist einer Legende zu verdanken, wonach ein böhmischer Mönch, der zum Tode verurteilt war, das ganze Buch in einer einzigen Nacht mit Hilfe des Teufels geschrieben haben soll.

Homar und die Bibel. An recht wunderliche Ansichten, die einige Gelehrte über den Zusammenhang zwischen den homerischen Gedichten und der Heiligen Schrift vertreten haben, erinnert Dr. Heinrich Kleng in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“. Daß Homer die Heilige Schrift gelesen haben müsse, behauptete z. B. der französische Professor Jacques Cappel im 17. Jahrhundert. Er fand einen Anhänger in dem Engländer Zacharias Vogan, der die Ausdrucksweise Homers mit derjenigen der biblischen Schriftsteller verglich: seine Schrift darüber nannte er „Der hebraisierende Homer“. Auch der Däne Christian Worm, der 1737 als Bischof von Seeland starb, behauptete, in Homers Werken Spuren der Bibel gefunden zu haben. Den gleichen Titel wie Vogan gab der reformierte holländische Theologe Gerhard Croesus einem Buche, in dem er klipp und klar bewies, daß die Ilias nichts als eine Schilderung der Einnahme Jerichos und die Odyssee eine Geschichte der Juden unter den Patriarchen seien. Und diesem Werke widmete schon drei Jahre nach seinem Erscheinen ein Wittenberger eine eigene Dissertation. Daß der König Salomo auch der Verfasser der Odyssee sei, behauptete allen Ernstes der Professor der griechischen Sprache in Cambridge, Josua Barnes. Noch 1891 gab ein deutscher Professor der Theologie eine Uebersetzung der Schrift des Franzosen Fourrière „Homers Entlehnungen aus dem Buche Judith“ heraus. Und daß auch heute noch der Geist dieser Gelehrten hier und da herumspukt, ersieht man daran, daß 1900 Joseph Scheiner in Braunschweig ein Buch „Homers Odyssee, ein mysteriöses Epos“ veröffentlichte, in dem er erklärte, dem Homer hätten geschichtliche Begebenheiten der alten jüdischen Geschichte zum Vorbild gedient; er habe jene „mit dem un durchdringlichen Schleier einer geheimnisvollen Sprache“ zu umhüllen gesucht, doch erkenne man z. B. Troja als Jericho und Odysseus als Josua.

Ein Vogelnest ganz aus Stahl wird im naturgeschichtlichen Museum von Soleure, in der Schweiz, aufbewahrt. In Soleure gibt es viele Uhrmacherläden, und in deren Höfen liegen oft Stücke von unbrauchbaren oder zerbrochenen Uhrfedern umher. Eines Tages bemerkte nun da ein Uhrmacher auf einem Baume seines Grundstückes ein seltsam aussehendes Vogelnest, dessen Untersuchung ergab, daß es ein Wachstelzennest aus ausschließlich aus Uhrfedern gebaut hatte. Es bot den Vögeln übrigens eine ganz bequeme Unterkunft.

Das Brüllen des Löwen ist weiterhin hörbar als die Stimme jedes andern lebenden Wesens. Zunächst folgt dann in dieser Beziehung der Schrei der Phäne und hierauf das Kreischen der Eule, die Stimme des Panthers und die des Schakals.

Neufidwales soll mehr verschiedene Pflanzenarten haben als ganz Europa.

STATEMENT OF THE OWNERSHIP, MANAGEMENT, CIRCULATION, ETC.

Of the Abendschule, published every second Thursday at St. Louis, Mo., required by the Act of August 24, 1912.
NOTE.—This statement is to be made in duplicate, both copies to be delivered by the publisher to the postmaster, who will send one copy to the Third Assistant Postmaster General (Division of Classification), Washington, D. C., and retain the other in the files of the post office.
Name of Editor, Louis Wagner, 3600 Texas Avenue. Managing Editor, None. Business Manager, Theo. Lange, 3600 Texas Avenue. Publisher, Louis Lange Publishing Company, 3600 Texas Avenue. Owners: (If a corporation, give names and addresses of stockholders holding 1 per cent or more of total amount of stock.) Theo. Lange, 3600 Texas Avenue. Mrs. Theo. Lange, 3600 Texas Avenue. August Lange, 1315 Anthony Boulevard, Ft. Wayne, Ind. Known bondholders, mortgagees, and other security holders, holding 1 per cent or more of total amount of bonds, mortgages, or other securities: None. Theo. Lange, Business Manager. Sworn to and subscribed before me this 29th day of March, 1917. E. Bruenemann, Notary Public. (My commission expires August 29th, 1920.)

The Abendschule, published bi-weekly by Louis Lange Publishing Co., Corner Miami St. and Texas Av., St. Louis, Mo.
Subscription price \$2.00 per year.

Entered as second-class matter December 16, 1905, at the post office of St. Louis, Mo., under Act of Congress of March 3, 1879.